Unsere Zeit.

Geschichte der denkwürdigsten Ereignisse vom Beginn der Volksbewegungen im Jahre 1848 bis zur Gegenwart.

Herausgegeben im Verein mit mehreren Volksfreunden

von

Dr. H. Hildebrandt.

Wer frei sein will, sei vor Allem gerecht!

Crossen und Zielenzig.

Verlag der Range'schen Buchhandlung.

1851.

Dem deutschen Volke!

1

Die Berliner März-Revolution

von

Dr. H. Hildebrandt.

I. Wer die Macht hat, hat auch das Recht.

Wenn Anno 13 dem Napoleon auf seiner Flucht aus Rußland noch Athem und Kraft geblieben wäre, um an der Weichsel oder der Oder sich festzusetzen, Preußen den Daum auf's Auge zu drücken und so ganz Deutschland in Respekt zu halten, wie wäre es dann wohl dem kühnen York gegangen, der es gewagt hatte, von dem frechen Gewaltherrscher sich loszusagen? Der gute König, der den Braven liebte, der in seinem Innern des Patrioten Heldensinn bewundern mochte, was wäre ihm Anderes übrig geblieben, als: eines schönen Morgens dem Bonaparte den Kopf des Rebellen (wie Herodes seinem Weibe das Haupt des Johannes) zu präsentiren, auf daß der erzürnte Herr nur wieder besänftigt werde.

So aber geht's allenthalben in der Welt, so ist's zu allen Zeiten gegangen. Wenn eine neue Gewalt gegen eine alte ankämpft, kommt's nicht auf das Recht, sondern allein auf den Erfolg an. Siegt die neue Gewalt, so werden ihre Vorkämpfer, „die Befreier des Volkes" mit Jubel begrüßt, mit Kränzen geschmückt, auf den Händen des Volkes getragen, mit Ehren überhäuft; unterliegt sie, so kann die beleidigte

„alte Majestät" den unglücklichen Tageshelden mit größter Gemächlichkeit den Strick drehen und für „Aufrührer, Empörer und Verschwörer" in vollkommener Ruhe Kerker und Ketten rüsten. Der große Haufe wird es kaum wagen, beim Anblicke seiner gefesselten Freunde, die für sein Wohl und Wehe kämpften und bluteten, mitleidig mit den Achseln zu zucken, aus Furcht, ihr Schicksal zu theilen. Das kommt aber daher, weil's wohl gar viele Unzufriedene, gar viele Schreier und Prahler giebt, wenn's aber darauf ankommt, für ihren Glauben, ihre Ueberzeugung, für Wahrheit und Recht Gut und Blut, Leben und Freiheit einzusetzen, — da sind's gar wenig Helden, die auf der Bühne bleiben; die große Menge der Figuranten verkrümelt sich hinter den Coulissen. Ja, wenn Tausende sich erheben, wenn Begeisterung ein ganzes Volk ergreift, da wächst manchem Zaghaften der Muth, da läßt Mancher, der bisher nur inwendig zu raisonniren wagte, sich mit fortreißen zu lautem Freiheitsruf und offener That; manches Muttersöhnchen, manch neugieriger Philister, manch ehrlicher Spießbürger und eitler Stutzer mischt sich in's Hintertreffen und findet es „göttlich amüsant," hinter der Front zu plänkern und Zeuge zu sein, wie man Fahnen schwenkt, Barrikaden baut und ein Mal über das andere „Hurrah" ruft (wer will ihm hernach beweisen, daß auch er mitgerufen?). Allein ist die Aufregung vorbei, wandelt man wieder nüchtern und besonnen den Gleis des alltäglichen bürgerlichen Lebens, so dankt der „Held von wenig Stunden" im Stillen seinem Schöpfer, daß er seine Haut gesund davongetragen und daß ihn Niemand erkannt und — denuncirt hat. Innerlich aber thut er ein Gelübde, das heißt: ich will ein ganzes Jahr lang keine Leberwurst essen und kein Weißbier trinken, wenn ich mich noch ein Mal zu einem solchen Jugendstreiche hinreißen lasse. Er begreift nun sich selbst nicht mehr, wie er für „das Bischen Vortheil," „die Wenigkeit von Frei-

heit" sich der Gefahr aussetzen konnte, sein kostbares Blut zu verspritzen. Genug, er ist jetzt mehr als je der beste Bürger und treueste Anhänger der alten Regierung; er ist bitterböse auf die Krakehler und Verführer, durch die er auch hätte in die Dinte kommen können.

Kurz es bleibt dabei: der Sieger hat Recht.

So war's auch bei und nach der Erhebung der Bevölkerung zu Berlin. Nach langem, blutigem Kampfe wurden die Forderungen des Volkes als gerecht anerkannt und vollständige Befriedigung derselben versprochen. Die Truppen zogen sich zurück; der König übergab sich dem Schutze des Volkes; und das Volk jubelte und meinte, es habe gesiegt; und von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf, durch alle Provinzen lief die Kunde: die Unterdrücker sind besiegt, wir haben neue Freiheiten, neue Rechte uns erkämpft, und überall gab's Jubel und nur hier und da wagte es ein eingefleischter Beamte, oder ein stolzer Graf, oder ein derber Bauer, ein Krieger von Anno 13, dem das Ding nicht zu Kopfe wollte, seine Unzufriedenheit laut werden zu lassen. Der Philister war noch eitel auf seinen Jugendstreich und hätte beinahe auf dem Casino damit groß gethan; der Mann des Geldes hoffte neue Privilegien, neue Concessionen — natürlich nur für sich; viele Herren vom hohen und höchsten Adel machten eine gute Miene zum bösen Spiele und dachten: rette so viel du kannst, thue liberal und fische im Trüben. Aber als es anfing, ruhiger zu werden auf den Straßen und in den Köpfen, als nun das „alte Regiment" mit der „neuen Zeit" ein nüchternes Wort der „Verständigung" reden wollte, als man anfing zu berathen und zu klügeln, als der Bürger der neuen Freiheit Opfer bringen sollte, anstatt die Frucht seiner „Errungenschaft" sofort zu erndten; als man sah und erkannte, wie Diese und Jene sich anschickten, ihr Recht breit und schwer, des Nachbars schmal und leicht, ihre Freiheit

groß, des lieben Nächsten aber möglichst klein zu machen, da lebten, wie im Sommer die Fliegen, in allen Ritzen und Ecken Anhänger der alten Herrschaft, die Reaktionaire, auf; es bildeten sich Parteien; sie stritten, sie kämpften, die Minister wechselten mit dem Monde, bis am Ende der König ein Ministerium fand, das es entschieden mit dem alten Königthum hielt und kräftig seine Partei schützen und vertreten wollte und konnte. Seit der Zeit sieht die Menge die Sieger für Besiegte an und von da ab hat die neue Zeit bedeutend bei ihr an Credit verloren. Man spricht kaum mehr von einer „Revolution"; die Erhebung des Volkes im März 48 heißt nun eine „Revolte," eine „Emeute," — „Straßen-Crawall."

Die Mehrzahl aber von Denen, die auf der einen oder der anderen Seite stehen, die für die alte unumschränkte Regierung oder die neue Verfassung streiten, haben es sich noch nicht klar machen können, auf welcher Seite so recht eigentlich das Recht liegt. Vorurtheil, alte Neigung, alter Haß, ein erlittenes Unrecht, eine Kränkung oder eine genossene Wohlthat, Hoffnung auf Gewinn oder Furcht vor Verlust hat sie bestimmt. Ach! und wie Viele, die noch für die opponirende Nationalversammlung stimmten und Adressen unterschrieben, haben sich, seitdem jene gefallen und aufgegeben ist, der Partei angeschlossen, die jetzt auf festem Fuße zu stehen scheint, eben weil der, der die Macht hat, doch Recht behält.

Dem Manne aber, dem es um Wahrheit zu thun ist, jedem Ehrenmanne, der nur streiten will für eine Sache, die er für recht und gerecht erkannt, und der nichts glaubt und annimmt, was er nicht selbst geprüft, der wird es wohl der Mühe werth halten, sich zu unterrichten von der wahren Sachlage, sich aufzuklären über den eigentlichen und richtigen Standpunkt, von dem wir die Erhebung des Volkes zu

Berlin im März 1848 zu betrachten haben; und sollte es auch ein wenig lange währen bis beide Parteien verhört sind, und sollte es auch ein wenig Mühe kosten, aus allem Blendwerk das Rechte und Echte herauszufinden. Wir nehmen an, der freundliche Leser sei ein solcher Ehrenmann und bitten ihn deßhalb, uns zu folgen, wenn wir, wie's sich geziemt, hübsch ordentlich von vorn anfangen zu erzählen, was sich in jüngster Zeit zugetragen, wie und warum es geschehen; dabei auch nicht außer Acht zu lassen, daß es uns vor Allem darum zu thun ist, **zu ermitteln und zu erweisen, auf welcher Seite das größere Recht ist,** da wir doch wahrlich nicht gesonnen sind, es mit einer zweideutigen oder wohl gar mit einer schlechten Sache zu halten.

II. Warum sind so Viele im Preußenlande nicht zufrieden mit der alten Art zu regieren?

Die alten Griechen nannten einen Fürsten, der absolut thun konnte, was er wollte, dessen Wille das höchste Gesetz im Staate war, Tyrann. Da aber die Macht nur zu oft zum Mißbrauch derselben verleitete, so wurden zu jener Zeit die Tyrannen so verrufen, daß Tyrann bald nichts anderes, als: „einen grausamen Herrscher, einen Unterdrücker des Volkes" bedeutete, obwohl Niemand daran zweifeln wird, daß es auch manchen weisen, wohlwollenden, gemäßigten Tyrannen gegeben hat. Hätte man nun eine Garantie dafür, daß der regierende Tyrann, Despot, Kaiser, König, oder wie wir ihn sonst nennen wollen, stets der weiseste, tugendhafteste, unterrichtetste Mann im Staate sei, dann wäre sicher die Tyrannei, die Despotie oder das absolute Königthum die beste Regie-

rungsform und wir könnten uns keine vollkommenere Ordnung des Gemeinwesens wünschen. So ist's aber leider nicht, und kann nicht sein. Unumschränkte Macht, Reichthum, Pracht, Luxus, Schmeichelei und die tausend Gefahren eines glänzenden, üppigen Lebens können auch ein königliches Herz verführen, und es gehört ein gar starker Kopf dazu, wie ihn nicht alle Fürsten haben, nicht zu schwindeln, wenn sie von der Höhe, auf die das Schicksal sie gestellt hat, hinabblicken in die Tiefe, die zu ihren Füßen liegt. Wenn nun in einem Lande ein Despot es so arg getrieben hatte, daß das Volk es nicht länger aushalten zu können glaubte, so nahm es mitunter dem Alleinherrscher seine Macht und führte eine Republik ein, d. h. es wählte selbst aus seiner Mitte 60, 100 oder mehr Männer, denen es die höchste Macht übertrug. Nun dachten sie, da sie den Peiniger los waren, werde ein neues, ein freies und glückliches Leben für sie angehen. Aber es kam in der Regel anders, als sie meinten. Erstlich hatten die Männer, die nun das Land regieren sollten, nicht den nöthigen Respekt. Die Trotzköpfe, die noch vor Kurzem diesen oder jenen der neuen Regenten als schlichten Bürger in ihrer Mitte gesehen hatten, verweigerten den Beschlüssen, die sie gefaßt, den Gehorsam; es wurde nur ärger, wenn gegen die Trotzigen Strenge angewendet werden mußte. Dann saß auch wohl Mancher im Senate oder hohen Regierungsrathe, dessen Tugend nicht unbestechlich war, dessen Ansicht von Recht sich beugen ließ, wie Wachs. Die Herren Senatoren sahen's nicht ungern, wenn ihre Brüder, Schwäger, Vettern und Neffen ein Aemtchen im Staate erhielten. Ein Herr College that's dem andern zu Gefallen und bald sahen sich die verdienstvollen Männer von ihren Posten verdrängt und Neulinge, doch Verwandte der regierenden Herren, an ihre Stelle gesetzt. Da nun aber 60 oder 100 Senatoren natürlich mehr Vettern und Günstlinge hatten, als ein König

oder Fürst, so gab's nun auch noch viel mehr müssige Köpfe und unbrauchbare Subjekte zu versorgen, zu verpflegen und mit dem Schweiße des armen Volkes zu bereichern; je öfter die Senatoren wechselten, um so eifriger waren sie auch bemüht, die kurze Frist zu benutzen, sich Anhänger und Freunde für die nächsten Wahlen zu verschaffen und im schlimmsten Falle bei ihrem Rücktritt doch ein „rundes Sümmchen" an die Seite gebracht zu haben. So freilich gewann das Collegium der regierenden Herren Macht und Ansehen, aber nicht selten hatte das arme Volk anstatt einen nun 30 oder wohl gar 100 Tyrannen sich aufgeladen, die es sammt ihrer ganzen Sippschaft füttern und vor denen es, wie vor Götzenbildern, die es selbst gemacht, demüthig kriechen und speichellecken mußte. Und wollte es sich endlich empören gegen die Ungebühr, die ihm angethan, die es sich selbst angethan hatte, dann stand ihnen entgegen, allezeit schlagfertig, die ganze Schaar der Vettern (Nepoten nannten sie die Römer), der Günstlinge und Freunde, aller Beamten, aller Reichen und Wohlhabenden und selten siegte das arme und gedrückte Volk. So gingen in Rom die beiden edlen Gracchen unter, die es gewagt hatten, Arbeit und Besitz für das arme Volk von dem Senate zu fordern. Die Edlen und Ritter, lauter Freunde und Verwandte der hoch regierenden Herren, legten ihre Rüstungen an und drangen durch das zu Tausenden versammelte Volk, das starr vor Entsetzen und Furcht, lautlos es ansah, wie die verstümmelte Leiche ihres Freundes durch die Straßen geschleift wurde. Kurz Unordnung, Bestechlichkeit, Nepotismus, Bürgerkrieg, sind, so lange wir nicht einen neuen Menschen angezogen haben, voll Gerechtigkeit und Bruderliebe, in einer Republik am natürlichsten und darum auch am häufigsten. Wir haben an der Schweiz ein noch lebendes Beispiel vor Augen, und wer Lust und Zeit hat, kann das treffliche Buch von Jeremias Gotthelf: „der Bauern-

spiegel" lesen: dort wird er finden, was ein wahrhaftiger und die Freiheit liebender Mann von einer europäischen Republik, seinem eigenen Vaterlande, berichtet. —

Da dachten nun die Polen es recht klug anzufangen. Republik wollten sie nicht; ein erbliches Königthum schien ihnen auch gefährlich, und so dachten sie denn: wenn wir stets den tüchtigsten und würdigsten Mann im Volke zum Könige wählten, das müßte ein herrlich Ding sein; — und so entstanden die Wahl-Könige. Ja, du lieber Gott! die Theorie wäre ganz richtig und unverbesserlich gewesen, wenn sie sich in der Praxis nur wirklich hätte ausführen lassen. Von den Wählern wäre am liebsten Jeder König geworden. Die Großen des Reichs wandten vor einer solchen Wahl in der Regel alle Mittel, erlaubte und unerlaubte, Bestechungen, Verheißungen, Drohungen, Heuchelei und Schmeichelei an, um zu ihrem Ziele zu gelangen. Nicht selten wurde offene Gewalt gebraucht; mitten in der Abstimmung ward die Sitzung durch Waffenlärm unterbrochen; Schwerdter blitzten, Dolche wurden gezückt und die einzelnen Thron-Candidaten umringten lärmend und drohend ihre Freunde, daß man noch heute im Sprichwort sagt: es geht dort zu, wie auf einem polnischen Reichstage. Hatte endlich, trotz aller Cabalen und Intriguen der Eine oder Andere den streitigen Thron bestiegen, so bestand gewöhnlich seine erste Sorge für's Wohl des Reichs darin, sich an seinen Feinden und Gegnern gründlich zu rächen. Erlangte aber ein Mal ein Mann die Krone, dessen Tugenden und Verdienste ihm den Vorzug vor seinen Mitbewerbern verschafft hatte, so konnte er selten doch seiner Macht, das Volk der Segnungen des Friedens froh werden, denn die übermüthigen Fürsten, deren Stolz durch diese Zurücksetzung gekränkt war, trotzten ihm mit offener Gewalt und wählten mitunter gar einen ungesetzlichen Gegenkönig, der aber, anstatt des Rechtes, die Gewalt hatte. So ging denn im Bürgerkriege das große, schöne polnische Reich unter.

Wir aber, wir lassen uns die Geschichte eine Warnerin sein: wir begehren keine Republik, aber auch keinen Wahlkönig. Das erbliche Königthum wird vorläufig für uns Europäer wohl das Gerathenste sein. Nicht allein, daß eine Herrscherfamilie, mit der schon Vater und Eltervater gelebt, gelitten, gekämpft und gesiegt haben, einen ganz anderen Platz im Herzen des Bürgers einnimmt, als jeder, auch der verdienstvollste Emporkömmling. Auch hat der Sohn eines berühmten Königshauses, dessen Geschichte mit der Geschichte eines großen, edlen Volkes verschmolzen ist, ein noch höheres, noch heiligeres, noch innigeres Interesse an dem Ruhm, dem Heil und der Größe seines Volkes. Es ist eine gewisse Blutsverwandtschaft, die ihm die Nation, — (deren Haupt zu sein er das Glück hat, die sich selbst ehrt, indem sie ihm das höchste Vertrauen, die höchste Ehrfurcht schenkt, die je ein Mensch einem anderen gewähren darf, ohne seiner Menschenwürde zu vergeben,) — theuer machen muß, theuer wie sein Leben. Dann aber, und das scheint die Hauptsache zu sein, verlangen wir (und mit Recht) von einem Könige, so viele vor jedem anderen Bürger ihn auszeichnende Kenntnisse, so große und ganz absonderliche Tugenden, daß die Erziehung zum Fürsten von Jugend auf eine ganz eigene, auf diese höchste aller menschlichen Bestimmungen hinzielende und für sie vorbereitende sein muß.

Ein Bauer schon hat vollauf zu thun mit seiner kleinen Wirthschaft, und hält er Knechte und Mägde, da wird ihm der Kopf oft gar heiß gemacht. Aber so ein großer Besitzer, der seine 100,000 Morgen unterm Pflug hat, der denkt wohl: und wolltest du dich zerreißen, du kannst doch nicht überall sein; mußt dich schon hier und da auf deine Leute verlassen. Wer sich aber auf Andere verläßt, der ist oft ganz und gar verlassen; das wird wohl Mancher von uns zum eignen Schaden an sich selbst erfahren haben. Mit 4 Zügeln in

den Händen geschickt zu fahren, dazu gehört schon ein tüchtiger Kutscher und ganzer Kerl; — was verlangt man aber von dem Manne, in dessen Händen tausend dünne Fädchen zusammenlaufen, an denen abermals tausend noch dünnere Fäden hängen, mit denen er ein Volk regieren und lenken soll, ein Volk, stark und wild in Liebe wie in Haß, bald von Leidenschaften gespornt, bald in Aberglauben und Genußsucht entschlummernd, — ohne daß die Fäden sich verwirren oder gar zerreißen?

Ja wahrhaftig! groß, schwer, doch schön und herrlich ist der Beruf eines Königs; aber nur dann, wenn er das selbst fühlt, wenn ihn keinen Augenblick die Ueberzeugung verläßt: „Alles, was du bist, mußt du dem Volke sein; denn mit aller deiner Kraft, mit allen deinen Mitteln kannst du ja doch das nie werden, was du auf dieser Höhe sein solltest und möchtest."

Wo aber auf der Erde finden wir den Regenten, der also denkt, also handelt? Der Mensch, auch der gekrönte, ist eben nur Mensch. Der Beruf eines absoluten Herrschers ist ein übermenschlicher und würde, wenn er erfüllt werden soll, auch übermenschliche Kraft erheischen. Wir können aber nicht behaupten, daß diese den Fürsten angeboren wäre, oder durch Erziehung und Unterricht eingeimpft würde. Die Zeiten sind vorbei, in denen die Menge glaubte oder doch so that, als sei das Haupt, das eine Krone drückt, vom lieben Herrgott aus andern, festern und edlern Stoffen geformt, als die flachen Schädel der Unterthanen: nur im fernen Osten fabelt man noch von Göttersöhnen, die, von göttlichem Odem beseelt, aus dem Himmel herabstiegen, auf einen irdischen Thron. — Und dennoch ist und bleibt eine erbliche Monarchie die unseren Verhältnissen entsprechendste Staatsform; nur nehme man vom Könige, nebst den übermenschlichen Rechten, auch die übermenschlichen Pflichten; man häufe nicht alle

Verantwortlichkeit auf ihn und lasse seine Minister und Räthe unverantwortlich sein; man verlange nicht von ihm und setze voraus, daß er Alles besser wissen soll, wie andere Leute, da er doch nicht überall gegenwärtig sein, sein Auge überall haben kann; man mache von seiner rein menschlichen Schwäche nicht abhängig das Wohl und Wehe des Landes; man erhebe nicht ferner seinen absoluten Willen, jede augenblickliche Laune, über die heiligsten und ältesten Gesetze des Landes, die Grundpfeiler, des Staates: kurz, man stelle, indem man dem Oberhaupt die Bürde der alleinigen Verantwortlichkeit, der absoluten Macht nimmt, **das Gesetz höher als den Willen eines Einzelnen und wäre es auch der Wille eines Königs. Der Herrscher entziehe sich der Gefahr einer unumschränkten Macht und mache das noch immer höchste und wichtigste Amt des Regenten sich möglich und erfüllbar, durch eine Constitution;** das heißt: es werde von Fürst und Volk zwischen ihnen Etwas festgestellt, was weder von dem einen, noch von dem anderen Theil willkürlich umgeworfen werden kann.

Männer, die in der Mitte des Volkes leben, können am besten wissen, was das Volk bedarf, wes es vermag. Nun wähle das Volk mit Einsicht solche Männer, denen es vertraut, von denen es versichert sein kann, daß sie seine Wünsche und Hoffnungen, seine Entbehrungen und Leiden kennen, seine Interessen mannhaft vertreten wollen. Die schicke es zum Reichstage oder in die Kammern, damit sie neue Gesetze berathen, die den Bedürfnissen des Volkes und der Zeit entsprechen.

Freilich werden auch diese Abgeordneten, selbst bei dem redlichsten Willen, manchen Fehler machen. Wie Viele unter ihnen sehen sich genöthigt, darauf sich zu beschränken, die Lasten und das Elend eines Standes, in dem sie leben und

dessen Noth sie vorzugsweise kennen, zu erleichtern. Wie leicht geräth aber solch Vertheidiger der Rechte einer Classe in Gefahr, der anderen zu nahe zu treten; darum muß dem Könige die Macht bleiben, solchen Gesetz-Vorschlägen, die den einen Stand erheben, einen anderen aber ungebührlich erniedrigen oder beeinträchtigen, die nicht das Wohl des ganzen Staates fördern würden, seine Genehmigung zu verweigern, ohne die sie nicht gesetzliche Kraft erhalten können. Der König muß über Krieg und Frieden entscheiden können; doch des Volkes und seiner Vertreter Sache ist es, die Geldmittel, ohne die kein Krieg geführt werden kann, zu bewilligen. So wird kein Krieg leichtsinnig geführt werden, kein Krieg, der dem Volke zuwider, bei dem seine Ehre, sein Wohl nicht betheiligt ist; — und so haben denn mit der absoluten Monarchie die Zeiten aufgehört, wo man den Völkern Gesetze aufdrängte, die seinem Interesse fremd oder gar feindlich waren, die Zeiten, in denen es seine Söhne zu Tausenden opfern mußte, wenn ein Paar Fürsten sich entzweit hatten, oder um die Langeweile zu vertreiben, ein Mal „Krieg spielen" wollten.

Das ist die constitutionelle Monarchie, die sich wohl verträgt mit der Liebe und Verehrung, die ein angestammtes, würdiges Königshaus verdient, wenn diese Liebe, diese Verehrung mehr war, als blinde abergläubische Vergötterung. Ehrfurcht ist keine Abgötterei.

Man hat gesagt: „Preußen ist so glücklich gewesen, nur wohlgesinnte Könige zu haben; warum wollen wir den trefflichen Fürsten, der noch keinen Mißbrauch von seiner Gewalt gemacht hat, dadurch kränken, daß wir von ihm verlangen, er solle sich eines Theiles seiner Machtvollkommenheit entäußern? „Es herrsche Vertrauen zwischen Volk und König." Wohl! es herrsche Vertrauen; und das höchste Vertrauen bezeugen wir ihm, wenn wir von ihm, dem gerechten Könige erwarten, er werde freiwillig durch eine Constitution uns für alle

Zukunft die Gewißheit geben, daß uns kein Unrecht geschehen kann, auch wenn dereinst die Zügel der Regierung in weniger gerechte Hände übergehen sollten. Von ihm, dem guten Könige, können wir das erwarten, müssen wir es fordern; oder wollen wir lieber hoffen und harren, bis ein Mal ein recht schlimmer Tyrann auf den Thron kommt, der es so arg treibt, daß das ganze Volk sich gegen ihn erhebt? — Dann wehe uns, wehe über unsere thörichte Geduld! Auf sie fiele dann der Fluch aller Gräuel, die erst bessere Zustände für unsere Enkel hervorzurufen im Stande wären. —

III. Vorgeschichte.

Um den Drang nach Freiheit, um die Erhebung des Volkes zu verdächtigen, wurde uns Deutschen der Vorwurf gemacht: „wir seien die Affen der Franzosen; wenn es in Frankreich anfange zu rumoren, könne der Deutsche nicht stille halten."

Wird vielleicht auch vom Veilchen das Schneeglöckchen nachgeahmt, an dem es vor Kurzem ersehen, wie die harte Erdrinde sich durchbrechen lasse, wie in freier Frühlingsluft es ein lustiges Blühen und Duften sei? Wer jenen Vorwurf ausspricht, wer ihm beipflichtet, der bedenke, daß er damit zugleich unterschreibe das Zeugniß unserer Unmündigkeit, unserer Gesinnungs- und Werthlosigkeit. Bevor wir aber zu dieser Demüthigung, dieser Selbsterniedrigung uns entschließen, fragen wir doch: ob denn zuvor in Deutschland, ob namentlich in Preußen keine innere Ursache der Revolution vorhanden war; ob zuvor keine Veranlassung zur Unzufriedenheit gegeben und ob dieselbe bis zum 24. Februar 1848 nie laut wurde? Oder waren es so lange nur einzelne Stimmen, die sich er-

hoben, — geborne Krakehler, Unruhestifter, Leute, denen Opponiren ein Bedürfniß und eine Lust ist? —

König Friedrich Wilhelm IV. hegte große Pläne mit Preußen und auch wohl darüber hinaus für ganz Deutschland; aber er glaubte um so vorsichtiger, um so bedächtiger vorwärtsschreiten zu müssen, je weniger er sein Volk für neue freiere Einrichtungen und Gesetze für vorbereitet, für reif hielt. So schien er nur ganz allmälig und behutsam einen Stein nach dem andern von dem Deckel heben zu wollen, unter dem aufthauend die eingefrorenen Menschen- und Bürgerrechte des Volkes seufzten und stöhnten. Er wollte das Gefäß nicht springen, aber auch den aufperlenden Geist nicht sprudelnd überströmen lassen; darum hub er an, zunächst den Deckel nur ein klein wenig zu lüften, durch Entfernung der leichteren Gewichte. Durch Einrichtung des Zollverbandes wurde dem Handel und der Industrie ein Stein vom Herzen gehoben; aber Oesterreich, Hannover, Holstein, Mecklenburg, und selbst die bedeutendsten Hafen- und Seestädte, die so zu sagen den Schlüssel zum Handel nach England und Holland, nach dem Mittelmeere und Amerika in der Tasche hatten, traten dem Zollverbande nicht bei.

Dann verwandelte der König durch einen Befehl vom 3. Februar 1847 die berathenden Versammlungen der einzelnen Provinzen (die in unbestimmten Zeitabschnitten, oft in mehreren Jahren nicht zusammentraten) in einen allgemeinen Pr. Landtag; gab ihm auch das Recht, „in gewissen Fällen der Regierung Vorschläge machen und gewisse neue Steuern bewilligen zu dürfen;" auch wurde in Aussicht gestellt, daß dieser Landtag künftig in bestimmten Zeiträumen regelmäßig wieder zusammenberufen werden solle. Jeder, der des Königs Handlungsweise seit seinem Regierungsantritt mit unparteiischem Auge betrachtet, muß zugestehen, daß er sein Ziel: sein Volk allmälig für freiere Institutionen vorzubereiten und daran zu

gewöhnen, nie aus dem Gesicht verloren hat. Seine Absicht mag die trefflichste gewesen sein; allein die Brillengläser, durch die er sein Land übersah, waren getrübt; seine Minister und Räthe hatten ihm das preußische Volk, der Preußen Wünsche und Bedürfnisse in einem falschen Lichte dargestellt. Was Wunder, daß er, zu dessen Ohr die Stimme der Nation nicht dringen konnte, nun ein falsches Bild von der Lage des Landes mit sich herumtrug. So trug man sich immer noch mit dem Phantom einer Invasion von Westen her; Preußen war stets zum Kriege gerüstet und sein Heer kostete jährlich einige und zwanzig Millionen, etwa die Hälfte der ganzen Staatseinnahmen. Von den 3 Millionen that- und arbeitskräftiger Männer (vom 18. bis 45. Jahre) mußten mehr als fast 550,000 alljährlich Haus und Hof, Werkstatt und Schreibstube verlassen und für kürzere oder längere Zeit ihre Kräfte der Arbeit, dem Ackerbau oder der gewerblichen Thätigkeit entziehen. Hätte man anerkannt, daß ein einjähriger Dienst hinreichend sei, um im Gebrauche der Waffen sich zu üben und den Felddienst kennen zu lernen, so konnten zwei Drittheile des stehenden Heeres entlassen werden, deren Arbeitskräfte ihren Familien, also auch dem Staate, zu Gute gekommen wären, und man hätte überdies fast zwei Drittel der Millionen erspart, die alljährlich der Unterhalt einer solchen Armee verschlingt. So aber, wie die Sachen standen, konnte man für den öffentlichen Unterricht, für den Unterricht der Jugend in Allem, was ein Volk erst auf den Standpunkt einer civilisirten Nation erhebt, noch nicht den fünften Theil jener Summe verwenden, die der Unterricht im Paradeschritt, in der Kunst, zierlich eine Uniform zu tragen, den Feind geschickt niederzuschießen, niederzusäbeln und niederzureiten, alljährlich für sich in Anspruch nimmt.

Das Schlimmste aber war, daß man den Soldaten eine falsche „Kriegerehre" beigebracht hatte. Sie waren ge-

lehrt, stolz zu sein auf die Ehre, „des Königs Rock“ tragen zu dürfen, sich für etwas Besseres, als andere ehrliche Landeskinder zu halten, ja wohl gar dem Civil, dem Bürger, wie natürlichen Widersachern, sich gegenüber zu stellen.

Bei dem Zollverein war die Einrichtung getroffen, daß der Zoll, der früher an den Grenzen jedes einzelnen Landes erhoben wurde, jetzt nur an der Gesammtgrenze, bei der Einfuhr in eines der im Zollverbande stehenden Länder von außen her bezahlt werden durfte. Die auf diese Weise eingenommene Summe wurde alle 3 Jahre nach dem Verhältnisse der Seelenzahl (der Zollverein umschließt etwa 26 Millionen Einwohner) an die einzelnen Staaten vertheilt. Da nun aber die Bewohner großer Städte viel mehr steuerpflichtige Sachen ge- und verbrauchen, als eine gleiche Bevölkerung von Landleuten und Kleinstädtern, so kam Preußen mit seinen vielen großen und Mittelstädten bei dieser Vertheilung stets zu kurz. Es brachte der guten Sache und den übrigen Zollvereinsstaaten alljährlich ein Opfer von etwa einer halben Million. Dazu kam noch, daß in Preußen der Städtezoll oder die Accise für die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse fortbestand, wodurch gerade die ärmere Volksklasse vorzugsweise gedrückt wurde. —

Dann war Preußen allmälig ein Beamtenstaat geworden; d. h. durch's ganze Land zog sich eine weit und fein verzweigte Kette von Beamten, in der jedes Glied nur dadurch bestehen konnte, daß es jedes andere Glied schützte und hütete. Wäre irgend in der Mitte, oben oder unten ein Ring losgegangen, so mußte die ganze Kette in Stücke zerfallen. Die einzelnen Beamten hatten sich aber mit der Zeit an den Glauben gewöhnt: das Volk sei nur ihretwegen da. Das Publikum behandelten sie oft mit geringschätzender Herablassung, oft auch brutal und herrschend, wie kleine Tyrannen. Sie vergaßen ganz und gar, daß sie nur für das Volk und durch

das Volk das waren, was sie eben waren. Ihre Dienste vertheilten sie wie eine Gunst und in ihrem Herzen hielten sie sich, vielleicht ernstlicher und eigentlicher als der König selbst, für Richter, Inspektoren, Cassirer, Zolleinnehmer ꝛc. von Gottes Gnaden. Daß es auch im Beamtenstande rühmliche Ausnahmen gab, versteht sich wohl von selbst. Dabei blieb aber nächst dem Militair der Beamtenstand die privilegirte Classe; was das Militair vom Staatseinkommen übrig ließ, das verzehrte zum größten Theil die großen und kleinen Gehalte der großen und kleinen Beamten, — für die das Volk steuerte, damit — sie es beherrschen. Ein Aemtchen ging nicht selten über ein Plätzchen im Himmel. Wer darin erst saß, der war geborgen und konnte es sich bequem machen und wohl sein lassen für seine Lebenszeit. Wer erst fest saß, in diesen warmen Staatsnestern, der konnte nicht so leicht wieder herausgeworfen werden, er mochte es auch anstellen, wie er wollte.

Außer den Soldaten und den Beamten gab es aber noch andere bevorzugte Stände. Nicht für alle Staatsbürger war dasselbe Recht; die Steuer war nicht nach dem Vermögen, sondern nach dem Stande vertheilt. Der Adel und die Vornehmen, wozu auch die Geistlichkeit und die höhern Beamten gehörten, konnte nur bei dem Oberlandesgerichte verklagt werden. Da sah sich denn manch' armer Handwerker und Bauer genöthigt, auf sein gutes Recht, auf den sauer verdienten Lohn zu verzichten, da die Reisen zu dem fernen Gerichtshof oft mehr gekostet hätten an Unterhalt und Versäumniß, als die ganze Forderung werth war.

Die Geistlichkeit war bisher von allen Abgaben frei; der große Rittergutsbesitzer zahlte nur geringe Steuern, während der Bürger und Bauer, ja selbst arme Knechte und Mägde, unverhältnißmäßig steuern mußten. Der bäuerliche Grundbesitzer mußte seine Saaten oft ruhig von den Hirschen zertreten,

von den Schweinen umwühlen lassen, während der adeliche Herr durch seine Felder streifte. Der aber wollte und konnte auch nicht gut sein Recht vergeben oder verschenken, denn er hatte es bei der Uebernahme des Gutes mit erkauft und mit bezahlt. Wollte man ihm ohne Weiteres die Jagdgerechtigkeit nehmen, legte man ihm höhere Steuern auf, so mußte sein Eigenthum natürlich an Werth verlieren und wer sollte ihn dann entschädigen?

Jeder, der sich dem geistl. Stande widmen wollte, mußte früher, bevor er in's Amt kommen konnte, ein Glaubensbekenntniß beschwören. Wie Wenige können da mit gutem Gewissen diesen Glaubenseid geschworen haben! Es wird von dem Kaiser Carl dem Fünften erzählt, daß es ihm trotz aller Mühe nicht gelungen sei, zwei Uhren in vollkommen gleichen Gang und Schlag zu bringen; da erst soll er ausgerufen haben: „Wie! dies leblose Machwerk, das mir in keinem Dinge aus eigener Macht wiederstreben kann, vermag ich nicht ein Mal zu zwingen, und ich wollte selbstdenkende Wesen nöthigen, zu glauben, was ich wollte!" Und doch blieb die evangelische Kirche die bevorzugte. Wenig andere Religionsparteien wurden geduldet; den Deutschkatholiken, obgleich sie uns Protestanten sich näherten, wurde der öffentliche Gottesdienst untersagt. Unterdessen erzog der Staat im Schooße der lutherischen Kirche immer mehr Frömmler und Heuchler, immer mehr eifernde Pfaffen und dienende Priester, aber immer weniger wahrhaft fromme, werkthätige Männer, immer weniger wahrhafte Prediger der göttlichen Liebe, Männer des Volkes, die in ihrer Gemeine und für sie standen, lehrten und wirkten. Das that dem religiösen und sittlichen Leben im Volke nicht gut.

Wie der religiöse Glaube von der Geistlichkeit, so wurde der politische von der Polizei bevormundet. Sobald die Meinungen des Bürgers nicht mit den Ansichten der Regierung

übereinstimmten, war es fast gefährlich, sie offen und ehrlich auszusprechen, sie drucken zu lassen aber ganz unmöglich, da die geistigen Gensdarmen, die Censoren, auf dem Büchermarkte zu gut vigilirten, jeden Ballen durchstöberten, jedes Blättchen berochen, ehe es unter die Presse durfte. Solch armer Censor war aber ein geplagtes, unglückliches Wesen. Er wurde nämlich mit angesehen, für alles Gedruckte, das der Regierung nicht behagte. Kein Wunder nun, wenn der arme Mann ängstlich ward, und mitunter ganze Seiten strich, aus bloßer Furcht, es könnte vielleicht dieser oder jener hohe Herr Anstoß daran nehmen. Kinder bewacht man und macht es ihnen unmöglich, sich und Anderen zu schaden; so lange sind sie nicht verantwortlich für ihre Handlungen; aber wie soll ein Jüngling selbstständig werden, wenn man ihn nicht freiläßt und verantwortlich macht für das, was er thut?

So wurden fast wöchentlich neue Bücher verboten, von denen man jetzt kaum begreifen kann, weßhalb. Am 31. Mai 1841 Gesch. d. evangelischen Kirche v. Professor Scheibel; am 16. Juli deſſ. J. Niemeyer's Lehrbuch des Religionsunterichtes; am 9. Aug. deſſ. J. der Abdruck des Gesetzes v. 22. Mai 1815; am 13. Decbr. 41 ward Alles verboten, was Hoffmann & Campe zu Hamburg verlegen; am 10. März 1842 passiren Friedrichs des Großen Schriften nicht die Censur u. s. w.

Sogar den geselligen Verkehr bewachte die Polizei. Wenn's auch nicht so arg herging, wie in Rußland, wo die verkleideten Spione sich in die Privathäuser schleichen, horchen, ob nicht irgendwo ein Gast ein verfängliches Wort fallen läßt; dann bei Zeiten sich entfernen und dafür sorgen, daß der unbesonnene Schwätzer auf dem Heimwege, noch warm von Wein und Tanz, aufgegriffen, eingepackt und zur Abkühlung ein wenig nach Sibirien geschickt werde; so arg war's freilich bei uns niemals. Allein das zweckdienlichste

Mittel zur Hebung des politischen Lebens, die beste Volksschule für politische Begriffe, die öffentlichen Versammlungen zum Austausch politischer Ansichten wurden verboten; ja jeder Verein, wenn er auch mit Staat und Staatswirthschaft nichts zu schaffen hatte, mußte zuvor die Genehmigung der Regierung einholen, — und selbst wenn diese ertheilt war, pflegte er doch noch unter der Controlle der Behörden zu stehen. Es war dies ein betrübendes Zeichen von der Unsicherheit, der moralischen Schwäche der Regierung, die alle vereinten Kräfte als ihr feindlich entgegenstehend zu fürchten und nur dem Kampfe mit dem Einzelnen sich gewachsen zu fühlen schien. Das freie Vereinsrecht ist nicht allein ein Ausdruck der Kraft, sondern auch ein Mittel der Kräftigung eines Volkes und jeder große Zweck, der die Einzel-Kraft übersteigt, kann nur durch Ausübung dieses Rechtes erreicht werden. Sollen erst ängstlich erwogene Statuten zu Papier gebracht, soll erst die Genehmigung einer hohen Behörde eingeholt werden, wenn die Zeit drängt, wenn eine augenblickliche Entscheidung oder schnelle Hülfe nöthig, wo die vorliegende Frage in wenig Tagen erledigt sein muß?

Wie sehr dieses Recht dazu beiträgt, ein Volk in der Selbstachtung zu heben, lehrt uns das sociale Leben der Bürger in den vereinigten Staaten von Nordamerika. Kommt irgend ein Fall vor, der schnellen Rath, rasche That, augenblickliche Hülfe verlangt, die auf dem Wege der Beschwerde oder Klage nicht erreicht werden konnte, so wählen die zunächst Betheiligten ein Dutzend der angesehensten Männer aus ihrer Mitte, die den Fall ordnen, Vorkehrungen treffen, ja selbst Strafen diktiren; und in so hoher Achtung steht dieser Ausspruch eines solchen improvisirten Gerichtshofes, daß die Fälle sehr selten sind, in denen ein Verurtheilter ein Opfer scheut, um der allgemeinen Meinung Genüge zu thun, und auf eine Klage es ankommen läßt.

Diese und viele anderen Mängel kannte und fühlte schmerzlich ein großer Theil des preußischen Volkes. Vergebens hatte es Abhülfe vom vereinigten Landtage gehofft. Derselbe war so zusammengesetzt, daß die Herren Grafen und Ritter die überwiegende Stimme darin hatten. Denen aber lag wenig daran, den alten Zustand der Dinge, aus dem sie allein Vortheil zogen, anzutasten. Selbst die entschiedensten Freunde des Volkes, die Männer der Opposition, wie v. Beckerath, v. Vincke, Camphausen, Sperling, Hansemann, wagten es nur, die zunächst liegenden kleineren Uebelstände anzugreifen, aus Besorgniß, nichts zu erreichen, wenn sie zuviel verlangten.

Um die Gährung in allen Schichten des bürgerlichen Lebens, um die Bedeutung der Erhebung des Volkes im Frühjahre 1848 würdigen und verstehen zu lernen, überblicken wir kurz

Die Begebenheiten von Berufung des vereinigten Landtages an bis auf die Tage des offenen Kampfes.

Am 4. Februar 1847 erschien das „Königl. Patent vom 3. Februar." Es lautete also:

„Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen ꝛc. ꝛc. thun kund und hiermit zu wissen:

Seit dem Antritt Unserer Regierung haben Wir der Entwickelung der ständischen Verhältnisse Unseres Landes stets Unsere besondere Sorgfalt zugewendet. Wir erkennen in dieser Angelegenheit eine der wichtigsten Aufgaben des von Gott Uns verliehenen Königlichen Berufes, in welchem Uns das zweifache Ziel vorgesteckt ist: die Rechte, die Würde und die Macht der Uns von Unsern Vorfahren ruhmreichen Andenkens vererbten Krone unversehrt Unsern Nachfolgern in der Regierung zu bewahren, zugleich aber auch den getreuen

Ständen Unserer Monarchie diejenige Wirksamkeit zu verleihen, welche, im Einklange mit jenen Rechten und eigenthümlichen Verhältnissen Unserer Monarchie, dem Vaterlande eine gedeihliche Zukunft zu sichern geeignet ist.

Im Hinblick hierauf haben Wir fortdauernd auf den von Unseres in Gott ruhenden Herrn Vaters Majestät gegebenen Gesetzen, namentlich auf der Verordnung über das Staatsschuldenwesen vom 17. Januar 1820 und auf dem Gesetze wegen Anordnung der Provinzialstände vom 5. Juni 1826 beschlossen, was folgt:

1) So oft die Bedürfnisse des Staates entweder neue Anleihen oder eine Erhöhung der Steuern erfordern möchten, werden wir die Provinzialstände der Monarchie zu einem Vereinigten Landtage um Uns versammeln, um für Erstere die durch Verordnung über das Staatsschuldenwesen vorgesehene ständische Mitwirkung in Anspruch zu nehmen und zu Letzterer Uns ihrer Zustimmung zu versichern.

2) Den Vereinigten ständischen Ausschuß werden Wir fortan periodisch zusammenberufen.

3) Dem Vereinigten Landtage und in dessen Vertretung dem Vereinigten ständischen Ausschusse übertragen Wir

a. in Beziehung auf den ständischen Beirath bei der Gesetzgebung diejenige Mitwirkung, welche den Provinzialständen durch das Gesetz vom 5. Juni 1823 §. III. Nr. 2, so lange keine allgemeine ständische Versammlung bestanden, beigelegt war.

b. Die durch das Gesetz vom 17. Januar 1820 vorgesehene ständische Mitwirkung bei der Verzinsung und Tilgung der Staatsschulden, soweit solche nicht der ständischen Deputation für das Staatsschuldenwesen übertragen wird.

c. Das Petitionsrecht über innere, nicht blos provinzielle Angelegenheiten.

Alles dieses nach Unserer Vorschrift der (sich an das „Paten.“ anschließenden) Verordnungen vom heutigen Tage:

über die Bildung des Vereinigten Landtages,

über die periodische Zusammenberufung des Vereinigten ständischen Ausschusses und dessen Befugnisse und

über die Bildung einer ständischen Deputation für das Staatsschuldenwesen.

Indem wir sonach über die Zusagen Unseres Hochseligen Herrn Vaters Majestät hinaus, die Erhebung neuer, sowie die Erhöhung der bestehenden Steuern, an die im Wesen deutscher Verfassung begründete Zustimmung der Stände gebunden, und dadurch Unseren Unterthanen einen besondern Beweis Unseres Königlichen Vertrauens gegeben haben, erwarten wir mit derselben Zuversicht auf ihre so oft erprobte Treue und Ehrenfestigkeit, mit welcher Wir den Thron Unserer Väter bestiegen haben, daß sie Uns auch bei diesem wichtigen Schritte getreulich zur Seite stehen, und Unsere — nur auf des Vaterlandes Wohl gerichteten — Bestrebungen nach Kräften unterstützen werden, damit denselben unter Gottes gnädigem Beistande das Gedeihen nicht fehle.

Urkundlich ꝛc.“

Das Publikum urtheilte sehr verschieden über diese neue Einrichtung. Viele, ohne tiefere Einsicht, erblickten darin die Grundlage zu einer freisinnigen Constitution. Im ersten Freudenrausche illuminirten die Bewohner Elbings und Thorns. Man hat mit Unrecht ihnen deßhalb harte Vorwürfe gemacht. Doch ließ sich nicht läugnen, daß durch dieses Edikt dem allgemeinen Landtage weniger Rechte zugestanden waren, als bisher den Provinzialständen; an seine Stelle sollte später ein Ausschuß treten, so daß in die Hände weniger Personen die Rechte der Nation gelegt würden. In der Eröffnungsrede am 11. Februar. sprach der König unter Anderem die denkwürdigen Worte: „Es drängt mich zu der feierlichen Erklä-

rung, daß es keiner Macht der Erde je gelingen soll, mich zu bewegen, das natürliche, gerade bei uns durch seine innere Wahrheit so mächtig machende Verhältniß zwischen Fürst und Volk in ein conventionelles, constitutionelles zu verwandeln." Denkwürdig nenne ich diese Worte um so mehr, je lebhafter sie uns die Schwäche der menschlichen Natur, die Wankelmüthigkeit, menschlicher, selbst königlicher Entschlüsse vor Augen führt. Schon im Verlauf von einem Jahre oder doch wenig mehr (am 18. März 1848) sollte derselbe König, keiner anderen Macht, als der moralischen Nothwendigkeit nachgebend, (denn noch war um 12 Uhr Mittags vom Volke kein Act der offenen Gewalt verübt) der Deputation der Stadtverordneten erklären: „Er wolle alle von der Deputation ihm vorgetragenen Bitten gewähren, als: Censurfreiheit, Berufung der Landstände, eine freie Stände-Verfassung mit beschließenden Ständen, Bürgerbewaffnung, Gleichstellung aller Religionsparteien rc." Kurz er wolle eine Constitution geben mit den freisinnigsten Institutionen. Und später erklärte er, wie dies bereits längst sein Plan gewesen, daß die wichtigsten Vorarbeiten dazu bereits vollendet wären.

Dennoch haben wir den festen Glauben, daß der König die Verordnungen vom 3. Februar 1847 nach bestem Wissen und Gewissen getroffen, daß er damals schon den Plan hatte, wenn auch nicht in Form einer Constitution, (sie wurde erst durch Ereignisse hervorgerufen, die man damals noch nicht voraussehen konnte), doch der That nach dem Volke das Wesentlichste jener später gewährten Freiheiten zu gewähren, sobald er es für fähig erkannt habe, dieselben zu genießen und ihrer sich zu erfreuen. Seiner damaligen Ansicht nach mögen freilich diese Zeiten noch in ferner Zukunft gelegen haben.

Der Landtag war in drei Curien getheilt, eigentlich aber nur aus zwei Kammern zusammengesetzt, von denen die erste (die Herren-Curie genannt) aus Fürsten und Grafen bestand.

So war von vorn herein alle Gewalt, die dem vereinigten Landtage überhaupt gewährt war, zwischen die Herren und die Gemeinen getheilt. Aber auch in der zweiten Kammer war der Adel mit seinen Genossen dem Bürgerstande und seinen Vertretern überlegen, so daß das Bürgerthum noch nicht die halbe Hälfte des ständischen Rechtes genoß.

Kaum hatte die Versammlung ihre Berathungen begonnen, so theilte v. Beckerath ihr einen Entwurf zu einer Dankadresse an den König mit. Dieselbe protestirte, ohne die Ehrfurcht gegen das gekrönte Oberhaupt des Staates zu verletzen, gegen die Entziehung der wesentlichsten Rechte, die den Ständen nach früheren Gesetzen, namentlich nach der Verordnung vom 17. Januar 1820, verheißen wären. Allein gleich im Anfange sollte es sich zeigen, wie überlegen die Adels- und Hofpartei war. Sein Entwurf wurde mit 484 gegen 107 Stimmen verworfen und dafür eine allerunterthänigste Preis- und Dankadresse des Herrn v. Auerswald gebilligt, in der jede Pille versilbert und der Lebkuchen noch mit Honig überstrichen war. Der König aber war auch damit nicht zufrieden, sondern meinte: nehmt, was ich euch gebe, ohne allen Firlefanz und steckt die Nase in mein Patent vom 3. Februar, da werdet ihr finden, was ihr zu thun und was ihr zu lassen habt.

Die Herren-Curie an und für sich bot wenig interessante Momente; aber in dem Schooße der zweiten Kammer entbrannte bald ein heftiger Kampf der Parteien. In der Opposition stand oben an Herr v. Vincke. Er eiferte zuerst dagegen, daß den Ständen zugemuthet werde, sich für Staatsschulden zu verbürgen, die ohne ihre Zustimmung contrahirt werden können. Er erinnerte an die inhaltsschweren Worte des großen Friedrich: „der König ist der erste Diener des Staates" — der in späterer Zeit von einer gewissen Partei als ein Majestätsverbrechen angesehen worden wäre.

Obwol die liberale Partei gegen die servile sich kaum verhielt wie 2 zu 3, so warf doch selbst der devotste Kämmerling sich schnell auf die linke Seite, sobald man ihm den Geldsack antasten wollte. Dadurch wird die Verweigerung einer Anleihe zum Bau der Ostbahn (von Berlin nach Königsberg i. Pr.) erklärt, die doch fast allgemein als ein eben so großes als dringendes Bedürfniß anerkannt wurde. Hansemann aus Aachen sprach:

„Bei Geldfragen hört die Gemüthlichkeit auf, da muß blos der Verstand uns leiten." Man nahm deshalb eine kleinliche Rache an der Proposition des Königs über den Bau der Ostbahn, wobei man das Land, die Arbeiter, sich selbst traf, während man mit unmännlichem Trotz den König durch Verhinderung einer seiner Lieblingsideen ärgern wollte, da man von ihm den Volkswillen nicht erfüllt sah. Man hätte aber auf der andern Seite nicht die Demuth vor dem Absolutismus dem Könige zeigen sollen, sondern vielmehr die eiserne Kraft des vereinten Wollens, der kein Scepter der Welt widerstehen kann! So hätte man dem Könige, wenn auch wider seinen Willen, Achtung eingeflößt. Statt dessen vermehrte man die niedrige, geringschätzende Ansicht, die ein König von Unterthanen, ihres wedelnden, anbetenden und katzenbuckleriscchen Benehmens wegen haben muß, noch durch die wahrhaft kindische Widerspenstigkeit, daß man, trotz der Erkenntniß, der Bau der Ostbahn sei eine der größten Wohlthaten für das Land, sich dagegen sträubte, weil die Proposition dazu vom Könige ausging.

Mit schöner Uneigennützigkeit trat Camphausen für eine Einkommensteuer in die Schranken, da sie der erste und nothwendigste Akt sei der Anerkennung, daß es die Pflicht der Besitzenden ist, Vieles für die Besitzlosen zu thun, die Pflicht der Reichen, sich zu Gunsten der Armen selbst zu besteuern. Aber wenige der reichen Herren, die in der Kammer über-

wiegenden Einfluß ausübten, dachten wie dieser Ehrenmann. Der Vorschlag fand keine Anerkennung. Auch sprach am 19. Juni die Majorität der Versammlung sich dahin aus, daß sie selbst auf das Recht, für allgemeine Gesetze ihren Beirath zu ertheilen, verzichte.

Darauf wurde, ungeachtet des Protestes und der Entfernung einiger (56) Mitglieder, der Ausschuß gewählt, der bis zum Wiederzusammentritt des Landtages, (den der König nach 4 Jahren wieder zu berufen versprochen hatte) denselben vertreten sollte. Am 26. Juni löste Herr v. Bodelschwingh im Namen der Regierung den Landtag auf.

So wenig man von diesem auch rühmen kann, daß er Großes vollbracht habe, hat er doch vor aller Welt laut gepredigt und verkündigt: ße sei da die Zeit der Mündigkeit des Volkes. Männer (wie Beckerath, Camphausen, Hansemann, Sperling, v. Vincke), eben so ehrenhaft in ihrem Privatcharakter, als ausgezeichnet durch tiefe Einsicht ins Staatsleben, legten ein glänzendes Zeugniß ab von dem politischen Selbstbewußtsein der Nation, von dem edlen Stolze, der ruhigen Würde, mit der das angestammte, von Gott verliehene Menschenrecht in die Schranken tritt gegen das angemaaßte, gemißbrauchte oder mißverstandene Recht der Gewalt.

Obwol es sich nicht leugnen läßt, daß die einzelnen Parteien oft wenig Consequenz bewiesen, daß mancher Mißgriff geschah, daß fast alle liberalen Vorschläge erdrückt wurden durch die Stimmenmasse der Gegenpartei, so feierte doch der überwiegende Geist der Minorität einen vollständigen Sieg. Der erste allgemeine Landtag war zugleich die Elementarschule für alle noch politisch Unmündigen, und der bedeutendste seiner Erfolge bestand unstreitig darin, daß an ihm sich das Interesse des Publikums für staatliche Verhältnisse entzündete, daß das Volk immer mehr erkennen lernte, es habe nicht allein ein echt, sondern auch eine heilige, unabweisbare Pflicht, sich,

wie um das Gedeihen der eigenen Haushaltung, so auch um das Wohl des Gesammtwesens im Staate zu bekümmern. Unterdessen wollte oder konnte die Regierung diese Erfolge nicht anerkennen. Das freie Wort in Rede und Schrift wurde nach wie vor verfolgt und den Bestrebungen, selbst innerhalb der engen Schranken der noch geltenden Gesetze, die Volksrechte zu vertreten, wurde der Trotz des Beleidigten, ja Drohungen der regierenden Macht entgegengesetzt. Allein jetzt schon sprach sich die Stimme des Volkes laut und deutlich genug aus.

Dem Dr. Nauwerk war wegen seiner freien Lehren sein akademisches Amt genommen; Dr. Raumer war in Ungnade gefallen, ob einer am 28. Jan. 1847 in der Akademie der Wissenschaften gehaltenen Rede zu Ehren Friedrich II.; der Candidat der Theologie Behrends wurde wegen seiner Anhänglichkeit an die Interessen des Volkes von der Polizei verfolgt. Alle drei wurden zu Berlin gleichzeitig zu Stadtverordneten gewählt. —

Wenn wir auf den nachfolgenden Seiten eine kurze Schilderung des Zustandes der Hauptstadt vor den verhängnißvollen Märztagen liefern, so finden wir fast dasselbe Bild, nur in etwas matteren Farben und im kleinern Maßstabe in den meisten größeren und kleineren Städten des ganzen Staates wieder. Nur mußten in der Hauptstadt, wo sich, wie im Herzen jedes organischen Körpers, alle Lebensthätigkeiten concentriren, die Pulse des fieberhaft erregten Staatslebens lebhafter klopfen. Nie sah man in Berlin eine ähnliche Spannung, ein so lebendiges Treiben auf den Straßen und in allen öffentlichen Lokalen, als im Februar 1848. Es war die goldne Zeit der Caffeehäuser und Conditoreien. Es war, als fühlten die Leute den nahen Wechsel der politischen Temperatur in allen Gliedern. Beständige Unruhe trieb sie

hin und her. Man suchte einander auf, um die Ansichten Anderer kennen zu lernen und seine Befürchtungen auszusprechen; man wollte Neuigkeiten hören und die gehörten wieder auskramen. Man sah mit ängstlicher Spannung auf Paris, als erwarte man von da das Signal, das die „neue Zeit" verkünden sollte.

Louis Philipp hatte mit bewundernswürdiger Schlauheit unter dem Namen eines Bürgerkönigs ganz allmälig und fast unmerklich dem Volke den Boden unter den Füßen und den Bissen aus dem Munde fortgezogen, daß die armen Leute kaum wußten, wann und wie sie um ihre Freiheit und ihr Recht gekommen waren. Endlich aber, als er seinen Zweck erreicht zu haben, als er unumschränkter Herrscher zu sein meinte, beging er die große Unklugheit, die Maske abzuwerfen. Er wähnte seinen Thron jetzt stark genug und hoffte mit eiserner Hand jede Regung der Unzufriedenheit im Keime zu unterdrücken. Da gingen dem Volke die Augen auf. Es schien die Regierung auf die Probe stellen zu wollen, ob sie die Dreistigkeit haben würde, selbst seine ersten und Grund-Rechte anzutasten. Die Minister ihrerseits hatten den Kopf verloren; eingeschüchtert durch das dumpfe Murren, das durch die Reihen des Volkes lief, ein nahes Ungewitter verkündend, glaubten sie durch Machtgebote und Gewaltstreiche noch einschüchtern zu können. Das Volk wollte von einem alten Rechte Gebrauch machen, eine großartige Volksversammlung in Form eines Bankettes veranstalten. Die Regierung verbot sie, und rüstete sich, sie mit Gewalt zu verhindern. Das Volk schien es auf's Aeußerste ankommen lassen zu wollen.

Zu jener Zeit war die Eisenbahnlinie zwischen den beiden Hauptstädten noch nicht vollendet, weßhalb alle von Paris abgehenden Nachrichten erst am dritten Tage in Berlin eintrafen. So hörte man erst Sonnabend, am 26. Februar spät Abends, wie in Paris der Crawall vom 22. sich am 23.

in eine Emeute verwandelt hatte, die das bisherige Ministerium zum Fall gebracht.

Sonntag, der 27. Febr., war ein schöner, sonniger Tag. Unter den Linden drängten sich die festlich geschmückten Spaziergänger aus allen Klassen des Volkes. Ueberall bildeten sich Gruppen, in denen das noch unverbürgte Gerücht besprochen wurde: „es seien schlimme Nachrichten da aus Paris.“ Alle Welt hatte es gehört, alle Welt glaubte es, doch Niemand wußte, von wo es stammte. Am Abend kamen mit der Kölner Post keine Zeitungen aus Paris, wohl aber Privatbriefe. Alle Caffeehäuser und Restaurationen, alle Bierlokale und Weinstuben waren von neugierigen Gästen überfüllt. Pariser Briefe wurden vorgelesen und den neu Ankommenden abermals und wiederum mitgetheilt. Die Vortragenden sahen sich genöthigt, auf Stühle und Tische zu steigen, um verstanden zu werden.

Man erfuhr jetzt, daß, als man den Aufstand schon für beseitigt hielt, durch ein bedauerliches „Mißverständniß“ einige Municipal-Gardisten auf das Volk Feuer gegeben hätten, wodurch die Emeute neuen Aufschwung genommen habe, Barrikaden seien erbaut ꝛc.

Erst am 28. Februar theilte die Allgem. Preuß. Ztg. die Abdankung Louis Philipp's mit. Fast gleichzeitig erfuhr man die Proklamation der Republik.

Diese Ereignisse blieben nicht ohne Einfluß auf das Verhalten des Berliner Volkes, auf das Verfahren der Regierung und die Maßregeln der deutschen Bundesversammlung zu Frankfurt a. M.

Die Bevölkerung Berlins schien mit deutschem Ernste die neuen Eindrücke in sich verarbeiten, erst ihre Reflexionen und Nutzanwendungen machen zu wollen. Eine volle Woche hindurch zeigte sich die innere Erregtheit in keiner anderen äußeren Erscheinung, als in dem Zudrange zu den Lesekabi-

netten und allen übrigen Lokalen, wo man zu politisiren pflegte. Die alte philisterhafte Art, bei der langen Pfeife und Stange Weißbier gemächlich und schläfrig zu kannegießern, hatte einer neuen, frischen, jugendlich-lebendigen Form weichen müssen. Allein Censur und Polizei durften ungestört ihr Wesen treiben. Berlin sammelte seine Kräfte.

Das Regierungsblatt, die Allgem. Preuß. Zeitung, suchte *mit* einem schon oft angewandten Kunstgriffe die allgemeine Aufmerksamkeit von den inneren Zuständen ab-, auf äußere Gefahr hinzulenken. Wie man Kinder mit dem Popanz zu Bette jagt, so zeigte die Allgemeine in drohender Nähe das Schreckbild eines feindlichen Angriffs von Westen her, einer Invasion der jungen Republikaner; das deutsche Ehr- und Nationalgefühl sollte sich darauf beschränken, kein Stückchen Rheinufer von den bösen Franzosen verschlingen zu lassen. Sie ermahnte zur Einigkeit, d. h. zur Einigkeit gegen den gemeinschaftlichen Feind, den Franzosen; der doch durchaus keine Lust hatte, mit uns anzubinden, oder unsere Grenzen zu verletzen.

Die neue Freiheit hatte indessen drüben über'm Rhein so mächtig in die Posaune gestoßen, daß die alte Bundesversammlung, deren Dasein man schon hie und da zu bezweifeln anfing, in ihrem süßen Schlummer aufgestört wurde.

Sie reibt sich die Augen und entschließt sich am 1. März zu einer Ansprache an die deutsche Nation, in der sie gleichfalls zur Einigkeit zwischen Regierungen und Völkern, d. h. zum unbedingten Gehorsam der letzteren ermahnt, von Förderung der nationalen Interessen und anderen Dingen spricht, die man so ziemlich deuten kann, wie man will. Endlich erläßt sie den naiven Befehl: Deutschland wird und muß auf die Stufe erhoben werden, die ihm unter den Nationen Europa's gebührt, — und zwar auf dem Wege des gesetzlichen Fortschrittes. Was kann man mehr verlangen!

Dem Bundestage genügte jedoch bald diese Proclamation nicht mehr. Es muß ihm doch geschienen haben, als gehe die politische Entwickelung mit Sturmschritt durch die Völker, da er schon 2 Tage darauf am 3. März es für nöthig hielt, ein Decret zu veröffentlichen, nach dem jedem deutschen Bundes-Staate freigestellt wurde, die Censur aufzuheben und Preßfreiheit zu gewähren; jedoch unter Garantieen, die den deutschen Bund vor Mißbrauch der Presse möglichst sicher stellten.

Unterdessen hatten die Süddeutschen, namentlich die Badener, Nassauer, Würtemberger, von Natur ein wenig heißblütiger, sich bereits Freiheiten errungen, über die wir Norddeutsche vorläufig nur noch nachdachten und discurirten.

IV. Die letzten Tage der alten Zeit.

Der 6. Februar 1848 (Montag).

Nach Auflösung des Vereinigten Landtages hatte, seit dem 17. Jan., der vereinigte ständische Ausschuß über den ihm vorgelegten Strafgesetzentwurf berathen. Die neuesten Ereignisse, das Schreien der Völker nach Freiheit, hatte die Herrn in ihrer gelehrten Berathung nicht anfechten können; friedlich und unbekümmert um alles andere, als wäre außer dem Strafgesetzentwurf auf der Welt nichts mehr da, hielten sie am 4. Februar ihre letzte Sitzung.

Am 6. Februar verabschiedete sie der König durch eine Thronrede. Er dankte in derselben dem Ausschuß in fast herzlicher Weise für seine treuen Dienste und kündigte ihm die Gewährung des vom vereinigten Landtage fast einstimmig ausgesprochenen Wunsches: „regelmäßige Wiedervereinigung

nicht allein des ständischen Ausschusses, sondern des ganzen vereinigten Landtages in bestimmten Zeitabschnitten" an. Das war aber auch Alles. Auch diese Thronrede lieferte einen neuen Beweis, wie falsch man dem Könige über die Bedürfnisse und die allgemeinen Wünsche des Volkes berichtet hatte. Er hoffte noch immer den entfesselten Zeitgeist, der einer Windsbraut gleich, durch die Völker stürmte, durch den Zauber seines Wortes bannen zu können; noch immer vertraute er dem Wahlspruch seines Systems des gemäßigten Fortschrittes: „langsam, aber sicher." Er gab diese kleinen Concessionen gewiß in dem beruhigenden Glauben: sie sind nicht so gefährlich, daß man fürchten müßte, das Volk werde seine Fassung darüber verlieren. Sie sind aber bedeutend genug, um dem gährenden Geiste Abzug zu verschaffen und eine Explosion in der Staatsmaschine zu verhüten.

Wahrlich, man hat schweres Unrecht gethan, dem edlen Charakter, wie dem erleuchteten Kopfe des Königs, wenn man ihm den Vorwurf einer niederen, selbstsüchtigen Politik macht. Wir halten uns überzeugt, daß er auch dies Mal mit bestem Wissen und Gewissen handelte. Er hatte für sich eine mehr als zwanzigjährige Erfahrung, eine wohlbenutzte lange Praxis im öffentlichen und Staatsleben; er hatte mit Fleiß und mit Geist in der Geschichte die Entwickelung der Völker und das Schicksal der Könige studirt; doch überall ward ihm die Lehre: „Ein übereilter Fortschritt ist stets ein Rückschritt; das auf dem Wege der Revolution Errungene hat nicht Bestand." So meinte er denn auch, die Majestät der Krone mit aller Energie aufrecht erhalten zu müssen, um den drohenden Leidenschaften gegenüber eine Autorität zu bewahren, die bei der oft bewährten Pietät des preußischen Volkes in den Stürmen der Zeit, die alles Bestehende erschütterten, vielleicht allein im Stande wäre, ein rettender Hafen zu werden, in dem das Staatsschiff sich bergen könne.

Doch auf Erden ist keine Weisheit. Auch Revolutionen kommen von Gott. Die neue Zeit ist eine so sehr neue, daß der irrt, der einen sonst gebrauchten Maßstab an sie anlegen will. Der König von Preußen hatte in seinem Hause die Majestät der absoluten Macht forterben gesehen, wie ein unantastbares Heiligthum, dessen Rechte zu verschleudern, ein Frevel an seinen Vorfahren, ein Verbrechen an dem unmündigen Volke ihm dünkte. Er hat seinen Irrthum schwer gebüßt. **Das aber ist das Schicksal der Könige, daß ihre Tugenden, wie ihre Schwächen, stets gefeiert und belohnt oder gerichtet und gestraft werden über alles menschliche Verdienst hinaus.**

Inzwischen nahm die Berliner Revolution kleine und unscheinbare Anfänge in den Zelten des Thiergartens, wo sich zuerst eine Versammlung von Studenten, Literaten, jungen Kaufleuten, Handwerkern und Arbeitern zur Feststellung der „Forderungen" und Entwerfung einer Adresse zusammenfand. Diese „Adresse der Jugend" sollte jedoch vor ihrer Absendung am folgenden Tage in einer größern Versammlung nochmals berathen werden.

Der 7. Februar (Dienstag — Fastnacht.)

Schon am 6. hatten die „Väter der Stadt" bei dem zu Ehren des verabschiedeten ständischen Ausschußes veranstalteten Festmahle Gelegenheit genommen, dem Könige die Hoffnungen des Volkes ganz unterthänigst mitzutheilen. Dies war der Grund, weshalb am 7. in der Sitzung des Magistrats der dringende Antrag von Dunker Gärtner und Schulze: „der Magistrat wolle in einer Adresse, dem Könige die Wünsche des Publikums mittheilen, da Gefahr im Verzuge," mit 18 gegen 9 Stimmen verworfen wurde. Die Herren hatten vielleicht nicht ganz unrecht, da sie meinten, es sei nicht delikat, wenn man mit einer zweiten, schriftlichen Bitte beschwerlich

falle, bevor auf die erste mündliche eine Antwort da wäre. Allein sie dachten nicht daran, daß ihre gestrige Mittheilung von dem Könige nicht anders als eine Privat-Ansicht aufgenommen werden könne; sie hatten vergessen, daß man rauhe Arbeit nicht mit Glacehandschuhen angreifen dürfe.

Unter und vor den Zelten fand sich nach Mittag eine Versammlung von etwa 600 Personen zusammen. Das Feuer der Jugend wurde heute gemildert und geleitet von dem gereiften Alter gesetzter Männer. Aus den „Forderungen der Jugend" wurden „Wünsche des Volkes"; bis nach Mitternacht war man zusammengeblieben. Die Adresse, die von 10 aus der Gesellschaft gewählten Männern dem Könige überreicht werden sollte, lautete also:

Allerdurchlauchtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

Die ernsten Begebenheiten, welche Europa bewegen, machen ein treues Zusammenhalten der deutschen Fürsten und Völker zur unabweisbaren Nothwendigkeit.

Ew. Majestät haben selbst das deutsche Volk Preußens aufgefordert, sich um seinen König zu schaaren, wie eine eherne Mauer, daß die Bahn des geistigen und materiellen Fortschritts, welche die Völker Europa's so rüstig betreten haben, nicht durch die Stürme der Zeit unterbrochen werde.

Wir hegen daher die feste Zuversicht, Ew. Maj. werde uns ein huldvolles Gehör schenken.

Aber die Kraft der Begeisterung, welche ein Volk um seinen König schaart, die Kraft der Vaterlandsliebe wird weder durch den Zufall der Geburt, auf der bestimmten Scholle, noch durch die gemeinsame Sprache und Sitte, noch durch den äußerlichen Staatsverband so mächtig in einem Volk erzeugt, als durch die sichere Gewährleistung freier Institutionen, welche Jedem aus dem Volk mit dem gleich freien

Mannesstolz bewaffnen, dem andere Völker ihre nationale Größe verdanken.

Das bestimmte, in's Bewußtsein des Volks übergegangene Bedürfniß nach größerer politischer Freiheit ist der sicherste Maßstab zur Beurtheilung der Reife einer Nation.

Dies Bedürfniß ist vorhanden.

Wir drängen aber mit Besonnenheit alle Wünsche zurück, welche erst die weitere Entwickelung des geistigen und materiellen Fortschritts im Volk an den Tag bringen wird, und schließen uns den Wünschen der übrigen deutschen Völker an, welche bereits an die deutschen Fürsten gelangt und von einzelnen gewährt sind. Diese Wünsche sind:

1) Unbedingte Preßfreiheit;
2) vollständige Redefreiheit;
3) sofortige und vollständige Amnestie aller wegen politischer und Preßvergehen Verurtheilten und Verfolgten;
4) freies Versammlungs- und Vereinigungsrecht;
5) gleiche politische Berechtigung Aller, ohne Rücksicht auf religiöses Bekenntniß und Besitz;
6) Geschwornengericht und Unabhängigkeit des Richterstandes;
7) Verminderung des stehenden Heeres und Volksbewaffnung mit freier Wahl der Führer;
8) allgemeine Volksvertretung;
9) schleunigste Einberufung des Vereinigten Landtages.

Nur die Gewährung dieser Wünsche wird im Stande sein, die Eintracht zwischen König und Volk zu sichern, auf welcher allein die Kraft der Nation nach innen und nach außen beruht.

In tiefster Unterthänigkeit gegen Ew. Majestät verharren wir ꝛc.

Zu gleicher Zeit war in bürgerlichen Privatkreisen eine Adresse entstanden, die auf die Gefahr im Verzuge aufmerksam

machte, und da das Volk gegenwärtig keine Vertreter habe, die seine Wünsche und Befürchtungen am Thron niederlegen könnten, die Stadtverordneten Berlins aufforderte, an den König die Bitte um schleunige, den Verhältnissen entsprechende Abhülfe der vorhandenen Uebelstände gelangen zu lassen, damit wenn es den Franzosen in ihrem Siegesrausche einfallen sollte, uns die Freiheit bringen zu wollen, wir in dem Hochgefühl der eigenen Kraft und Freiheit sie stolz zurückweisen könnten. Namentlich wurde das Verlangen nach Preßfreiheit, Vermehrung der Vertreter des Bürger- und Bauernstandes und: innigere Verbrüderung des gesammten Deutschlands ausgesprochen. Diese Adresse gelangte

den 8. März (Mittwochs)

an den Stadtverordneten-Vorsteher Herrn Fournier und noch an demselben Tage gelangte in dieselben Hände eine dritte Adresse ähnlichen Inhalts. An demselben Vormittage hatten sich im Lokale der Zeitungshalle die von der gestrigen Versammlung zur Ueberreichung der Adresse Deputirten zusammengefunden, um zu berathen, auf welche Weise sie am schnellsten eine Audienz beim Könige erlangen könnten. Bald wurden sie jedoch durch den Besitzer der Halle, Hrn. G. Julius benachrichtigt, daß Hr. Polizeipräsident v. Minutoli anwesend sei, der die Herren der Deputation zu sprechen wünsche. Fünf derselben begaben sich nun in das Redactionszimmer der Zeitung, woselbst der Herr v. Minutoli ihnen folgende Eröffnungen machte: „Er komme so eben vom Könige, der über den am 7. in der Zelt-Versammlung gefaßten Beschluß bereits unterrichtet sei. Derselbe habe sich jedoch auf das entschiedenste dahin ausgesprochen, daß er eine Deputation, die wahrscheinlich zur Anhäufung einer größern Volksmasse Gelegenheit geben würde, in keinem Falle annehmen werde. Sollten die Herren dennoch darauf bestehen,

ihr Vorhaben auszuführen, so werde er (der Polizeipräsident) mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln das zu verhindern suchen; sollte die Polizeigewalt nicht ausreichen, so würde Militair requirirt werden; man sei zu Allem entschlossen, und müßte selbst Blut fließen. Er jedoch, um der traurigen Nothwendigkeit, in diesem Falle seiner Pflicht getreu zu bleiben, überhoben zu werden, mache den Deputirten als Freund, nicht als Chef der Polizei, den wohlmeinenden Vorschlag: die Adresse durch die Stadtpost zu befördern. Er selbst wolle sich dafür verbürgen, daß dieselbe in die Hände des Königs gelange. Nur keine öffentlichen Demonstrationen, die wolle der König nicht."

Die Deputirten, die wol erkannten, wie sehr ihr Anliegen an Gewicht und Feierlichkeit verlieren würde, wenn es auf dem gewöhnlichen Wege der Briefe in das königliche Cabinet käme, erklärten: daß sie eine neue Versammlung veranstalten müßten, um deren Meinung zu erfahren, da sie nicht autorisirt wären, dergleichen Schritte zu thun. Hr. v. Minutoli dagegen versicherte, weder die Versammlung selbst stören, noch das Auslegen der Adresse und die Verbreitung der Aufforderung zur Theilnahme an einer neuen Versammlung außerhalb der Stadt hindern zu wollen.

So hatte das kluge Verfahren des schon damals vielbeliebten Präsidenten ein Zusammenstoßen der bewaffneten Macht mit dem Volke am 8. März noch verhindert; bald aber sollte die Zeit kommen, in der dieses edlen Mannes völlige Hingabe an und für die Sache des Volkes nicht mehr hinreichte, den unheilvollen Bruch zu verhüten.

Noch lebte die Regierung der Hoffnung, den alten gemessenen Gang beibehalten zu können.

Der König, um einen neuen Beweis dafür zu geben, wie Ernst es ihm sei, um ein besonnenes Vorwärtsschreiten, erließ am 8. eine Verordnung, in der Preßfreiheit verheißen war. Doch

sollte das deshalb herauszugebende neue Gesetz erst der deutschen Bundesversammlung zur Entscheidung vorgelegt werden. Ein Versprechen, dessen Erfüllung in ungewisser Zukunft lag, konnte jetzt nicht mehr beruhigend auf die erregten Gemüther wirken.

Doch war der 8. März in sofern wichtig, als an ihm die Polizei (doch auch ein Arm der Regierung) es für nöthig hielt, mit den ersten Keimen der Revolution in Unterhandlung zu treten.

Unsichtbare Hände hatten schon während der Nacht an die Mauern der verschiedenen Casernen Aufforderungen an das Militair geschlagen, in denen es ihm zur Ehrensache gemacht wurde, für den Fall eines Zusammentreffens mit dem Volke, nicht auf die Brüder zu schießen, die auch für den Soldaten als Staatsbürger Freiheit und Recht erringen wollten. Die Offiziere wußten diese unreife Maßregel jedoch so gut zu benutzen, daß die Kluft zwischen Militair und Civil dadurch nur noch größer wurde.

Der 9. März (Donnerstag).

In der öffentlichen Sitzung der Stadtverordneten wurden die eingegangenen Adressen vom Stadtverordneten-Vorsteher Hrn. Fournier vorgelesen und nach erfolgter Berathung einer Commission überwiesen, die in der nächsten Sitzung darüber berichten und ihr Gutachten abgeben sollte.

Am Abende des 9. fand nun abermals eine Versammlung unter den Zelten statt. Schon vor 8 Uhr hatten sich trotz des üblen Wetters dort über 5000 Menschen eingefunden. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß auch von Seiten der Stadtverordneten eine Adresse an den König entworfen sei. In Bezug auf den Vorschlag des Polizeipräsidenten beschloß man deshalb, die Adresse den Stadtverordneten einzureichen, mit der Bitte, dieselbe mit der ihrigen zugleich zu überreichen. Diese Versammlung zeigte in noch größerem Maße, als die früheren, trotz der Lebhaftigkeit, mit der man jede

politische Anspielung oder Erörterung begrüßte, den regen Eifer in Allen, durchaus eine ordnungsmäßige Bahn der Entwickelung einzuhalten, um die neuen Rechte nicht durch ein gewaltsames Umstoßen des Bestehenden zu erwerben. Wäre nur jetzt noch die Regierung in richtiger Erkenntniß der Bedürfnisse der Zeit und des Landes, eingegangen auf die „Bitten und Beschwerden des Volkes!" Der fast beispiellos gute Sinn, das besonnene Verhalten der Berliner Bevölkerung verhieß dem preußischen Staate eine glänzende und sichere Stellung inmitten des revolutionairen Europas. — Erst nach Mitternacht zogen die Tausende, die die Versammlung besucht hatten, lautlos wieder zu den Thoren der Stadt hinein.

Der 10. März (Freitag).

Am 10. wurde die, nun mit mehr als 6000 Unterschriften bedeckte Adresse, die den Zelten ihren Ursprung verdankte, der Stadtverordneten-Versammlung übergeben, und von derselben an die bereits thätige Adreß-Commission abgeliefert.

Unterdessen hatte sich die Wirkung der neuesten Ereignisse in Europa auf den Geschäftsverkehr immer fühlbarer gemacht. Vorzüglich an der Börse stockten die Geschäfte. Besitzer von Papieren wollten gern losschlagen, allein es fehlte an Käufern, wodurch die Angst der gefährdeten Besitzer immer mehr stieg, der Werth der verbrieften Capitalien immer mehr fiel. Nur die Pr. Staatsschuldscheine erhielten sich noch auf 84 durch die großartigen Anstrengungen der Bank, den Staatskredit zu erhalten. Auch die Privatgesellschaften scheuten kein Opfer, um die allgemeine Verlegenheit und Sorge möglichst zu beschwichtigen. Die Redlichkeit der Berliner Handelswelt hat keinen schöneren Triumph gefeiert, als in diesen Tagen banger Erwartung und panischen Schreckens. Allein man glaubte nicht mehr an die Dauer des Friedens. Die wunderbarsten Schreckbilder schwebten dem handeltreibenden Publikum vor Augen und lähmten den jungen Unternehmungsgeist. —

Der 11. März (Sonnabend).

Am 11. hielten die Stadtverordneten eine außerordentliche Sitzung, bei der wol 1000 Zuhörer gegenwärtig waren. Die Uebernahme und Beförderung der Adresse aus den Zelten lehnte die Versammlung ab, da sie in einer eigenen Adresse alle die Punkte, in denen sie mit der Zelten-Versammlung übereinstimmte, selbst zur Sprache gebracht habe. In derselben Sitzung kam auch die Errichtung einer Nationalgarde (Bürgerwehr) zur Sprache, worüber die Behörden der Stadt seit längerer Zeit mit der Regierung in Unterhandlungen standen. Die Mehrzahl der anwesenden Mitglieder entschied sich jedoch für Einführung von Schutz-Commissionen, deren Wirksamkeit sich später als völlig unzureichend erwies. An demselben Tage hielten die Studierenden der Universität gleichfalls eine Berathung, die aber zu keinem Beschlusse führte. — Gegen Abend fanden sich, wie jetzt täglich, ohne speciellen Zweck größere Gesellschaften unter den Zelten zusammen. Im Thiergarten und unter den Linden wogte bunt durch einander ein Volkshaufe, aus den verschiedensten Elementen zusammengesetzt. Man vertheilte dort eine lithographirte Adresse der Arbeiter, in der sie um ein eigenes Ministerium baten, das theils aus Arbeitern, theils aus Arbeitgebern zusammengesetzt sein sollte.

Der 12. März (Sonntag).

Erst an diesem Tage entschied sich der Berliner Magistrat dahin, auch aus seiner Mitte einige Abgeordnete zu erwählen, die die Deputation der Stadtverordneten am nächsten Tage mit ihrer Adresse nach dem Schlosse begleiten sollten. Unterdessen hatte sich die von den Stadtverordneten abgewiesene Deputation der Zelte an den geh. Cabinets-Rath Illaire gewandt, mit der Bitte, ihr eine Audienz bei dem Könige erwirken zu wollen. Sie erhielt jedoch sehr bald den Bescheid: „Man möge die Adresse der Zelte nur auf die Stadtpost

geben; persönlich werde der König die Herren nicht empfangen; er liebe keine Demonstrationen."

Der 13. März (Montag).

Gegen Mittag erschien vor dem Schlosse die gemischte Deputation der Stadtverordneten und des Magistrats, wurde jedoch nicht vor das Angesicht des Königs gelassen, sondern mit dem Bescheid: „Sie möge morgen wiederkommen" nach Hause geschickt. Der 13. März war in sofern ein verhängnißvoller Tag, als an ihm zum ersten Male Bürgerblut floß, Preußenblut, vergossen durch Preußen. Die Regierung schien anzunehmen, daß es werde und müsse zum offenen Kampfe der Militairgewalt gegen das Volk kommen. Es ist wahr, das Volk hatte sich das Recht der freien Versammlung von vorn herein genommen, allein durch die anerkennende Versicherung des Polizeipräsidenten am 8. hatte die Regierung es bereits stillschweigend zugestanden. Jetzt verbreitete sich das Gerücht: die Versammlungen unter den Zelten sollten mit Gewalt verhindert oder auseinandergetrieben werden. Daher kam es, daß in den, dem Brandenburger Thore nahe gelegenen Straßen, wie im Thiergarten, eine ungewöhnliche Menschenmasse auf und ab wogte, zum Theil Neugierige, theils solche, die es darauf ankommen lassen wollten, ob man ihre friedliche Zusammenkunft durch Waffengewalt stören würde. — Auf dem Platze vor den Zelten war Militair aufgestellt, gleichsam den Muth der Versammlung herausfordernd. Diese schien jedoch keine Notiz davon zu nehmen; es wurden Reden gehalten und unter Anderem auch berichtet, daß die von den Stadtverordneten und Herrn Illaire zurückgewiesene Adresse nun mit der Post abgesandt sei. Später bildeten sich jedoch an mehreren Stellen des Thiergartens einzelne lärmende Volkshaufen, die das aufgestellte Militair zu necken und zu verhöhnen anfingen; wie das stets geschieht, wenn man den Soldaten

des eigenen Landes in drohender Haltung einer tumultirenden Volksmasse gegenüber stellt. Es waren zum großen Theile Knaben und Lehrburschen, denen die gebotene Gelegenheit, ihren Uebermuth auszulassen, zu lockend schien. Cavallerie trieb die Lärmmacher nach der Stadt zurück. Hier, von den Linden bis zum Schlosse, rief das Lärmen und Toben, das Pfeifen und Schnarren der Jungen immer mehr Neugierige aus den Häusern. Hier und da ward in das sich drängende Publikum scharf eingehauen; mehrere, in Geschäften Vorübergehende, wurden verwundet; auf dem Schloßplatze sollten einige geachtete Bürger unter den Säbeln der Cuirassiere blutend und sterbend niedergestürzt sein. In der Grünstraße wurde, wie zum Spaß, der Versuch gemacht, eine Barrikade zu erbauen. In der Jägerstraße wurden einem Waffenhändler die Fenster eingeworfen, weil er nicht gutwillig seine Vorräthe den Herren Jungens von Berlin überlassen wollte. Darauf beschränkten sich die verübten Excesse, die man wol kaum für bedeutend genug halten kann, um solche Gewaltmittel dagegen anzuwenden. Nach 10 Uhr fing es an, wieder ruhig auf den Straßen zu werden.

Der 14. März (Dienstag).

Der Dienstag war eigentlich eine vermehrte, — ob auch verbesserte? — Ausgabe des Montag. Heute nahm der König die Adresse der Stadtverordneten an und erwiderte sogleich darauf mündlich: „Es freue ihn, der Deputation mittheilen zu können, daß das Wichtigste von dem, was sie erbeten, bereits bewilligt sei. Die Zusammenberufung des Landtages auf den 27. April sei beschlossen, auch bereits das Nöthige deshalb erlassen. Im Uebrigen jedoch glaube er seinem alten Grundsatz: „kühn und bedächtig" getreu bleiben zu müssen; die preußische Verfassung könne nur durch eine allmälige Entwickelung gedeihen. — Das besonnene und würdige Verhalten der Bürger

Berlins habe er bewundert." — Mit freundlichen Worten wurden die „Väter der Stadt" entlassen, ohne recht zu wissen, ob sie sich freuen oder betrüben sollten.

Noch an demselben Tage erließ der Magistrat eine Aufforderung an die Bürger: das ihrige zur Erhaltung von Ruhe und Ordnung zu thun. Gleichzeitig wurde das Publikum gewarnt, sich an öffentlichen Versammlungen zu betheiligen; die deshalb ergangenen Verbote und Gesetzesstellen wurden warnend wiederholt. Dieser Befehl war unterzeichnet vom Gouverneur v. Pfuel und dem Polizeipräsidenten v. Minutoli. Außer diesen papiernen Drohungen standen fast an allen Ecken noch lebendige, in Fleisch und Bein und Uniform. Das Aufstellen der Soldaten lockte abermals die lose Jugend; man fing an, sie zu necken, zu beschimpfen. Der Soldat, erbittert, ja wüthend über die Plackereien, die das Gesindel ihm mache, fing an einigen Orten an, auch ohne Befehl „Ruhe zu schaffen" und griff sogar ohne Ursache ruhig Vorübergehende mit blanker Waffe an. Der größte Unfug, wenn man diesen milden Ausdruck hier noch gebrauchen kann, geschah jedoch dies Mal von Seiten des Militairs und zwar in der Brüderstraße. Während nämlich von dem Schloßplatze aus, der Ausgang dieser Straße durch Militair gesperrt war, sprengte auf der andern Seite, von der Schleuse her, ein wüthender Haufe Garde-Cuirassiere in die Brüderstraße; eine Anzahl ruhiger Bürger, die ihren Geschäften nachgingen, flüchteten auf den Bürgersteig, dem Schloßplatze zu. Hier wurden sie aber zurückgejagt von der aufgestellten Infanterie und von den Cuirassieren verfolgt bis unter die Thüren der verschlossenen Häuser. Mancher Unschuldige fiel hier unter den Hieben der unmenschlichen Reiter, dort zertreten von den gespornten Rossen. Hier und da öffnete sich jedoch, dem Verbot zuwider, eine Thür und ein Verwundeter oder Sterbender wurde in ein Haus gezogen. An solchen Häusern kühlten dann die tapfern

Soldaten durch Zertrümmern der Fenster ihren Muth. Ein commandirender Offizier schien gar nicht dabei zu sein. — Fenster flogen auf und Verwünschungen strömten auf die rohen Söldlinge der Gewalt herab; aber die Herzen schlossen sich und nährten das Gefühl der Rache.

Der 15. März (Mittwoch.)

Am frühen Morgen schon wallfahrtete das Volk aus allen Stadttheilen zur Brüderstraße, um durch den Anblick des vergossenen Blutes sich von der Wahrheit der umlaufenden Gerüchte zu überzeugen; gegen Mittag faßte die enge Straße nicht mehr die Tausende der herbeiströmenden Menge. Unterdessen hatten sich viele Hausbesitzer und Bürger der Brüderstraße im Hause des Justizraths Berchling versammelt, woselbst sie alle Einzelnheiten der am letzten Abende verübten Gräuel zu Protokoll gaben; einige und vierzig von ihnen unterzeichneten dasselbe als Augenzeugen. Mit diesem Aktenstück begab sich eine auf der Stelle erwählte Deputation zum Oberbürgermeister, dem Polizei-Präsidenten und dem Commandanten, um auf das Dringendste Schutz vor der frevelnden Militairgewalt zu verlangen. Ueberall versprach man Abhülfe und auch die so eben versammelten Stadtverordneten machten das Gesuch der Deputation: „das Einschreiten des Militairs, wo möglich ganz zu vermeiden," zu dem ihrigen und fertigten ihrerseits damit eine Deputation an den Minister des Innern ab. Auch erließ das Gouvernement schon am Nachmittage eine Bekanntmachung, in der es die Verletzung friedlicher Bürger durch das Militair beklagte, strenge Untersuchung versprach und zur Ruhe ermahnte. Aber dergleichen Versprechungen, die eine ungewisse Genugthuung in unbestimmter Ferne zeigten, konnten die jetzt empörten Gemüther nicht mehr beruhigen. Auch waren die Vorgänge, die noch am Abende desselben Tages folgten, nicht geeignet,

um versöhnliche Gefühle im Publikum zu erwecken. — Es waren nun endlich Anstalten getroffen worden, die Sicherheits-Commissionen in Thätigkeit treten zu lassen. Auf die den Militair-Behörden gemachten Vorschläge hatten dieselben mündlich wie schriftlich (in gedruckten und gegen Abend an den Straßenecken angeklebten Proklamationen) die Versicherung gegeben, daß das Militair nicht wieder einschreiten solle, so lange nicht das Leben und Eigenthum der Bürger verletzt werde, falls nicht die städtischen Civilbehörden dies Einschreiten ausdrücklich verlangen sollten. Allein dies Versprechen wurde nicht gehalten.

Die Nachricht von der Revolution zu Wien, der Entfernung des von den Oesterreichern als „Blutsauger" verhaßten Metternich, von den errungenen Freiheiten, brachte neue Aufregung zu der bereits vorhandenen. Auf den Straßen, von den Geländern und Treppen herab, wurden Anreden an das Volk gehalten, die hie und da bereits einen politischen Charakter annahmen. Empört durch die Vorgänge des letzten Abends, geärgert über die Wachen, welche die (dem Publikum sonst stets geöffneten) Thore und Durchgänge des Königl. Schlosses versperrten, angefeuert endlich durch den Vorgang Wiens, hatten sich Tausende auf dem Schloßplatz versammelt. Die that- und spektakelsüchtige Jugend übernahm es abermals, als vorlautes Organ des Unwillens der Alten, durch Zischen, Pfeifen und Schreien ihrem Herzen Luft zu machen. Da fing es den im Schloßhofe befindlichen Soldaten in allen Fingern an zu prickeln; sie konnten diesem Reizmittel nicht widerstehen. Infanterie stellte sich vor dem Schlosse auf. Allein das Publikum empfing sie mit Schmähungen und Steinwürfen (schon bei Tage waren von Buben auf offner Straße Offiziere beschimpft und verhöhnt worden); bis endlich, etwa um 7 Uhr Abends, Cavallerie aus den Portalen des Schlosses hervorbrach. Da flüchtete das Volk nach den

zunächst gelegenen Straßen, verfolgt von den erbitterten Soldaten. — In der Brüderstraße und Breitestraße fielen die ersten Schüsse. In aller Eile wurden aus Rinnstein-Bohlen kleine Brustwehren (Barrikaden kann man sie nicht nennen) aufgehäuft, jedoch wieder verlassen, sobald ihre Vertheidiger mit Pflastersteinen, die Verfolger mit Pulver und Blei eine Salve gegeben. Wie viele Todte und Verwundete das Volk an diesem Tage zu beklagen hatte, ist nie bekannt geworden. Aber auch auf Seiten des Militairs gab es einige Verwundete.

Am 15. hatte die Regierung durch das Militair gleichsam den Vorabend der Revolution einschießen lassen. **Von jetzt ab erst bekommt das Leben und Treiben in Berlin einen revolutionairen Geruch.**

Der 16. März (Donnerstag).

Schon am 15. waren einzelne Schutzbeamte mit ihren weißen Stäben und Binden thätig gewesen. Ihre geringe Anzahl, wie der Mangel an jeder Waffe, hatte ihre Bemühungen jedoch völlig erfolglos gemacht. Am Morgen des 16. schickten die Studirenden eine Deputation an das Gouvernement, mit der Bitte um Waffen, sie wollten ein akademisches Corps bilden und mit aller Energie die täglichen Straßen-Unruhen verhindern. Ihr Gesuch wurde ihnen abgeschlagen. Der Magistrat machte das Publikum von der nunmehrigen Organisation des neuen Instituts der Sicherheits-Commissionen durch Maueranschläge bekannt, und hoffte durch Vermehrung der Mannschaft, anfangs auf 1200, dann sogar bis 8000, diesem Institut bessern Erfolg zu verschaffen. Allein sehr viele Bürger weigerten sich, in diese „halbe Maßregel" einzugehen, und obwol selbst 140 Studirende sich in die Schutz-Commission aufnehmen ließen, grenzte der Eindruck, den sie auf's Publikum machte, doch stark an's Lächerliche.

Der Berliner Witz war, wie überall so auch hier, bei der Hand; man hörte die neuen Beamten „Leichenbitter" nennen. Der Humor verläßt den Berliner nicht; aber welch schrecklicher Ernst lag in diesem Scherz von so unglückseliger Vorbedeutung! —

Uebrigens waren es gerade diese neu aufgeputzten Sicherheits-Beamten mit den weißen Binden, worauf ihr Amt mit großen Buchstaben zu lesen, die Neugierige zu ihrer Besichtigung herbeizogen; und wo sie keinen Volkshaufen fanden, sammelte sich alsbald ein Schwarm Neugieriger. An Straßen-Skandal mit Heulen und Pfeifen fehlte es auch am Abend des 16. nicht; nur war es ein Unglück, daß die Militairbehörden ihn wie eine Emeute behandelten. Ihr wiederholtes Versprechen, der Schutz-Commission und Polizeibehörde die Aufrechthaltung oder Wiederherstellung der Ruhe zu überlassen, hielten sie abermals nicht. Beim Opernhause wurde scharf geschossen, wobei ein Student und ein zur Schutz-Commission gehöriger Bürger auf dem Platze blieb. Auf dem Gensdarmenmarkte und an der Werderschen Kirche wurde von der Cavallerie scharf eingehauen. Die Zeitungshalle (Jäger- und Wallstraßen-Ecke) wollte eine Jäger-Abtheilung erstürmen, weil ein Stein — nicht auf die, sondern — nach den Soldaten aus diesem Hause sollte geworfen sein, was sich später als ein Irrthum erwies. Es war vielleicht ein Glück, daß in diesem größten Lesekabinet Berlins unter den zahlreichen Gästen sich auch einige Offiziere befanden, die die Ausführung des Befehls, „in die Fenster zu schießen", so lange hinzuhalten wußten, bis eine Ordonnanz die „kampfes-muthigen" Jäger abrief. —

Der 17. März (Freitag).

Mit dumpfem, unheimlichem Schweigen begrüßte Berlin den 17. März; die Straßen waren still und leer. Aber

in den Häusern und mehr noch in den Köpfen war reges Leben. Schon am Vormittage fanden in mehreren Privathäusern kleinere Zusammenkünfte von Bürgern statt, die Adressen an den König beriethen, sämmtlich die Ansicht aussprechend, daß nur schleunige Bewaffnung der Bürger, nebst Gewährung der verheißenen Freiheiten, die drohende Gefahr abzuwenden vermögen. Eine größere Versammlung der Art vereinigte in Kemper-Hof einen großen Theil der Schutz-Commission. Dr. Wöniger hatte in demselben eine Adresse entworfen, die also anfing:

Allerdurchlauchtigster, großmächtigster König,
Allergnädigster König und Herr!

Tief erschüttert durch die Ereignisse der letzten Tage nahen wir, die unterthänigst Unterzeichneten, durch das Vertrauen unserer Mitbürger zu Schutzbeamten dieser Stadt berufen, dem Thron Ew. Majestät. Wir haben die ernste Pflicht übernommen, den Frieden der Stadt zu wahren, ferneres unnützes Blutvergießen zu verhindern; wir würden aber nach reiflicher Ueberlegung unserer Aufgabe nur halb entsprechen, wollten wir uns daran genügen lassen, die erregte Menge durch gütlichen Zuspruch zu beschwichtigen, ja wir würden, trotz des Einflusses, den unser starker Wille zu üben hoffen darf, etwas Unmögliches erstreben.

Allergnädigster König! Der innere Unfriede unserer Stadt ist nicht von heute und gestern; er wurzelt tief in der Geschichte unserer Generation. Das Bedürfniß nach größerer politischer Freiheit hat sich lange in tausend und abermals tausend Symptomen kundgegeben; es ist durch die Ereignisse im Westen nicht in uns geweckt, nur zum klarern Bewußtsein gebracht. Ohne die Befriedigung dieses Bedürfnisses würde es ein eitles Bestreben sein, den vollen Frieden, die volle Eintracht zwischen Fürsten und Volk zu bewahren." ꝛc.

Im Verlauf derselben wurde um Zurückziehung der

militairischen Macht, Einrichtung einer bewaffneten Bürgergarde, Gewährung der Preßfreiheit, Einberufung des vereinigten Landtages gebeten. Am Nachmittage desselben Tages wurde diese Adresse in einer noch zahlreicher besuchten Versammlung von Schutz-Männern (Köpnicker Straße Nr. 108, bairisch Bier-Local) nochmals berathen und dann wiederum im Saale des kölnischen Rathhauses vorgelesen, woselbst, obwol einzelne Stimmen, (besonders der Director des kölnischen Gymnasiums Dr. August) sich gegen jede Petition erhoben, doch beschlossen wurde, am andern Tage in feierlichem Zuge dem Könige die Adresse zu überreichen.

Noch fiel für die Geschichte dieses Tages, besonders in's Gewicht: die Ankunft der kölnischen Deputation, die am folgenden Tage sich ihres Auftrages entledigen sollte, und die Vereinigung der Bürger mit den Arbeitern, zur Erreichung des gemeinsamen Zweckes. Es war das der Erfolg der Volksversammlungen der letzten Tage, in denen alle Stände, die den gemeinschaftlichen Druck fühlten, einander näher gerückt waren; wie denn alle Mal das Unglück die Menschen leichter verbrüdert, als Glück. —

Zu berichtigen:

In einigen Exemplaren ist Seite 32 irrthümlich 6. Febr. statt 6. März, u. Seite 34. statt 7. März 7. Februar gedruckt.

Druck von C. Range in Zielenzig.

Die Berliner
März-Revolution.

Zweite Abtheilung.

Von Dr. H. Hildebrandt.

V. Die ersten Tage der neuen Zeit.

Der 18. März 1848.

Der verhängnißvolle 18. März begann mit der ruhigen Entwickelung der am Tage zuvor vorbereiteten Demonstration der Schutz-Commission. Um 2 Uhr sollte sich der Zug mit seiner Petition nach dem Schlosse begeben. Einige Mitglieder der Stadtverordneten und des Magistrats (namentlich Hr. Oberbürgermeister Krausnick und der Syndikus Möwes), der Abneigung des Königs gegen alle Domonstrationen eingedenk, mahnten dringend von dem Zuge ab. Beide städtischen Behörden wurden nun aber von den Bürgern bestürmt, die schleunige Erledigung der Tagesfragen, vor Allem eine bewaffnete Bürgergarde verlangten; sie gaben beide diesem Verlangen in sofern nach, als der Magistrat nun eine, in bester Form abgefaßte Bitte um alle jene vom Volke ersehnten Gerechtsame schriftlich in des Königs Hände legte, während die Stadtverordneten zu demselben Zwecke eine Deputation nach dem Schlosse schickten. Nach ihrem Sitzungssaale begab sich nun, etwa um 12 Uhr Mittags, ein Theil der im lutherischen

Bethause berathenden Bürgerversammlung, um hier die Rückkehr der Deputation abzuwarten.

Während so das Publikum den Augenblik der Entscheidung immer mehr zu beschleunigen strebte, hatten im königlichen Schlosse um 10 Uhr Vormittags die Abgeordneten der Stadt Cöln eine Audienz. Der Regierungspräsident von Cöln, Herr v. Raumer, berichtete später durch den Telegraphen, daß dort Alles ruhig und nichts zu besorgen sei. Schlecht stimmte damit überein der Auftrag, den diese Abgesandten der Bürgerschaft empfangen hatten. Sie forderten vom Könige Gewährung der längst verheißenen Versprechungen, Gewährung derselben Rechtsame, nach denen die Bevölkerung Berlins laut rief, und stellten die Erfüllung dieser Forderung als unerläßlich dar, wenn der König es nicht erleben wolle, daß die Rheinlande sich von Preußen ganz lossagen. —

Der König schien jetzt mehr denn je von der Bedeutung und dem Gewichte des Augenblicks ergriffen. Er schien jetzt zu erkennen, daß die neue Welt auch neue Regierungs-Grundsätze verlange, daß die neuen Ideen auch neuer Formen bedürfen. Mit sehr bewegter Stimme antwortete er den Abgesandten Cölns: „Was sie da aussprächen, sei von ihm längst erstrebt und vorbereitet worden;" nur um 3 Stunden möchten sie ihre Abreise hinaussetzen, und sie würden zu Hause erzählen können, wie bereits von ihrem Könige mehr geschehen und bewilligt, als sie selber begehrt und gehofft.*)

---

*) Diese Erklärung ist von sehr bedeutendem Gewicht, **denn sie richtet alle Diejenigen, welche hernach die neue Verfassung anzufeinden, jedes neue Gesetz zu schmähen und selbst dem Könige den Gehorsam zu verweigern sich geneigt zeigten,**

Gegen 1 Uhr kehrte die Deputation der Stadtverordneten vom Könige zurück. Schon der Anblick ihrer freudestrahlenden Gesichter brachte lebhafte Bewegung unter dem im Saale und auf den Tribünen versammelten Publikum hervor. Der König hatte Alles gewährt, Alles (wie er der Cölner Deputation bereits vorhergesagt): Einberufung des Landtages zum 2. April, eine freie Stände-Verfassung, Zurückziehen des Militairs, ein neues Ministerium, Preßfreiheit, ein freies Versammlungsrecht, Religionsfreiheit auch, Bürgergarde auch. Von den Galerieen herab ertönte rauschender Beifall und fort durch Fenster und Thüren drang der Jubel der Glücklichen und tönte bald in allen Straßen, auf allen Plätzen Berlins wieder. Man fiel einander in die Arme, man vergoß Thränen der Freude. Niemand mehr ging fremd und kalt am Anderen vorüber. Händedrücken, Umarmungen, Glückwünsche überall und auf offener Straße. Um ein ein halb Uhr schon konnte man an den Straßenecken lesen, daß ein Gesetz über Aufhebung der Censur vom Könige bereits unwiderruflich vollzogen sei, daß Er mit Vollziehung anderer, die Freiheit und das Wohl des Volkes begründenden

---

weil er zu allen Zugeständnissen gezwungen sei. — Wer und was zwang ihn, der Cölner Deputation diese Antwort zu geben? — Ueberdies, welch falscher Freund des Königs! — der von ihm so gering denkt, daß irgend etwas ihn zwingen, irgend etwas ihn bewegen könnte, seiner bessern Ueberzeugung zuwider zu sprechen und zu handeln. Wahrlich, Friedrich Wilhelm der Vierte mit seinem wahrhaft königlichen Herzen, würde lieber Krone und Leben eingebüßt, als sich bis zur Heuchelei erniedrigt haben. Die echten und neuesten Empörer sind drum die, welche jetzt — Anno 50 — eine Gegen-Revolution anzetteln, indem sie der neuen Zeit und der neuen Ordnung den Krieg erklären. —

Entschließungen beschäftigt sei. Bereits seit längerer Zeit mußte der König entschlossen gewesen sein, was er gewähren wollte, sofort zu gewähren, denn noch vor 2 Uhr Mittags erschien sein

Patent

wegen beschleunigter Einberufung des vereinigten Landtages:

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen ꝛc. ꝛc. Als Wir am 14. d. M. Unsere getreuen Stände zum 27. April d. J. beriefen, um vereint mit ihnen diejenigen Maßregeln zu beschließen, welche die Unsern deutschen Bundesgenossen vorzuschlagende Regeneration Deutschlands auch für Preußen nothwendig bedingen, konnten Wir nicht ahnen, daß in denselben Stunden große Ereignisse in Wien einerseits die Ausführung Unserer Vorschläge wesentlich erleichtern, andererseits aber auch die Beschleunigung ihrer Ausführung unerläßlich machen würden.

Jetzt, nach jenem wichtigen Ereignisse, finden Wir uns vor Allem bewogen, nicht allein vor Preußens, sondern vor Deutschlands — so es Gottes Wille ist — bald innigst vereintem Volk laut und unumwunden auszusprechen, welche die Vorschläge sind, die Wir Unsern deutschen Bundesgenossen zu machen beschlossen haben.

Vor Allem verlangen Wir, daß Deutschland aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat verwandelt werde. Wir erkennen an, daß dies eine Reorganisation der Bundesverfassung voraussetzt, welche nur im Verein der Fürsten mit dem Volk ausgeführt werden kann, daß demnach eine vorläufige Bundesrepräsentation aus den Ständen aller deutschen Länder gebildet und unverzüglich berufen werden muß. — Wir erkennen an, daß eine solche Bundesrepräsentation eine constitutionelle Verfassung aller deutschen Länder nothwendig

erheische, damit die Mitglieder jener Repräsentation ebenbürtig nebeneinander sitzen.

Wir verlangen eine allgemeine deutsche Wehrverfassung und werden beantragen, solche im Wesentlichen derjenigen nachzubilden, unter welcher Unsere – Preußens — Heere in den Freiheitskriegen unverwelkliche Lorbeeren sich errangen. Wir verlangen, daß das deutsche Bundesheer unter einem Bundesbanner vereiingt werde, und hoffen, einen Bundesfeldherrn an seiner Spitze zu sehen. Wir verlangen eine deutsche Bundesflagge und hoffen, daß in nicht zu langer Frist eine deutsche Flotte dem deutschen Namen auf nahen und fernen Meeren Achtung verschaffen werde.

Wir verlangen ein deutsches Bundesgericht zur Schlichtung aller Streitigkeiten staatsrechtlichen Ursprungs zwischen den Fürsten und Ständen, wie auch zwischen den verschiedenen deutschen Regierungen.

Wir verlangen ein allgemeines deutsches Heimatsrecht und volle Freizügigkeit in dem gesammten deutschen Vaterland.

Wir verlangen, daß fortan keine Zollschranke mehr den Verkehr auf deutschem Boden hemme und den Gewerbfleiß seiner Bewohner lähme; Wir verlangen also einen allgemeinen deutschen Zollverein, in welchem gleiches Maß und Gewicht, gleicher Münzfuß, ein gleiches deutsches Handelsrecht auch das Band materieller Vereinigung bald um so fester schließen möge.

Wir schlagen vor: Preßfreiheit mit gleichen Garantien gegen deren Misbrauch für das gesammte deutsche Vaterland.

Das sind Unsere Vorschläge, Unsere Wünsche, deren Verwirklichung Wir mit allen Unsern Kräften zu erstreben suchen werden. Mit stolzem Vertrauen rechnen Wir dabei auf die bereiteste Mitwirkung Unserer deutschen Bundesge-

nossen und des gesammten deutschen Volks, welches Wir mit Freuden durch Einverleibung Unserer nicht zum Bunde gehörigen Provinzen in den Bund verstärken werden, wenn, wie Wir voraussetzen, deren berufene Vertreter diesen Wunsch theilen und der Bund sie aufzunehmen bereit ist.

Wir geben der freudigen Hoffnung Raum, daß die Ausführung Unserer Absichten, ja daß schon deren Anbahnung die Spannung heben wird, die jetzt zu Unserm großen Schmerz das deutsche Vaterland erfüllt, die Verkehr und Gewerbe lähmt, es spaltet, die es zu zerreißen droht, — ja Wir hoffen, daß jene Maßregeln Deutschland in sich stark, nach außen geachtet machen werden, damit in seinen vereinigten Kräften Europa die sicherste Gewähr eines dauernden, gesegneten Friedens finden möge.

Damit aber die Erfüllung Unserer Absichten am wenigsten in Unsern Staaten Zögerung und Hinderniß finden könne, damit Wir desto eher diejenigen Vorschläge zu entwickeln im Stande sind, welche Wir für die Verfassung Unserer Staaten nöthig erachten, haben Wir beschlossen, die Berufung des Vereinigten Landtages zu beschleunigen und beauftragen das Staatsministerium, diese Einberufung auf Sonntag, den 2. April d. J. zu bewirken.

Gegeben Berlin, den 18. März 1848.

Friedrich Wilhelm.

Prinz von Preußen.

Mühler. v. Rother. Eichhorn. v. Thiele.
v. Savigny. v. Bodelschwingh. Graf zu Stolberg.
Uhden. Frhr. v. Canitz. v. Düesberg. v. Rohr.

Das Volk ist gut und großmüthig in seiner Freude. Alle früheren Täuschungen waren vergessen, jede erlittene Unbill verziehen. Tausende aus dem Volke, aus den höchsten, wie aus den niedrigsten Ständen, eilten auf den Schloßplatz,

unverabredet, nur instinktmäßig dem Triebe ihres dankbaren Herzens folgend. In der Mittagsstunde, zwischen 1 und 2 Uhr füllte sich der große Platz mit einer unübersehbaren Menschenmenge.

Nie sah die Welt eine großartigere Scene des heiligsten Enthusiasmus; nie vielleicht ward einem Fürsten solch laut sprechender Beweis von der Pietät seines Volkes; ein Freudenfest, einen Jubelruf wie heute, hatte Berlin noch nicht erlebt. Man war gekommen, dem guten Könige zu danken, das eigene Glück zu theilen an der Brust und mit dem Herzen der Brüder. — So schildert uns alt-deutsche Sage das Entzücken der verwünschten Prinzen und Prinzessinnen, die um den mannlichen Helden sich sammeln, von dem sie erlöst wurden aus den Banden des mächtigen Zaubers, der sie in langer, langer Gefangenschaft hielt. —

Ueberall ertönte der tausendstimmige Jubelruf: Es lebe der König! Das neu erlassene Patent wurde durch die Stadtverordneten in vielen Exemplaren unter die Menge vertheilt, hie und da laut vorgelesen, und jeder Satz mit Jubel und Hurrah! begrüßt. Man umhalste und küßte seinen Nachbar, gleichviel ob er Blouse oder einen Ordensstern trug; man hob einander empor, um Hüte zu schwenken und dem Landesvater, der tief ergriffen auf den Balkon getreten war, in größerer Nähe ein freudiges Hurrah! entgegen rufen zu können. Die Laternenkrone vor dem Schloße wurde erklettert und Schnupftücher wehten dem Balkone zu, auf dem der König stand und vergebens auf eine augenblickliche Stille harrte, um zum Volke sprechen zu können. Das Herz der Menge war zu voll und von dem innern Jubel flossen tausend und abermals tausend Lippen über, trotz des Rufes nach Ordnung und Stille, der sich hier und da hören ließ. —

Um das, was nun folgt, unparteiisch, und so wie wir selbst es aufgefaßt haben, erklären zu können, müssen wir eines Gerüchtes erwähnen, das auf der einen Seite eben so viel Glauben, als auf der anderen Entrüstung hervorrief. Man hat gesagt, die Berliner Revolution sei durch Ausländer angezettelt und geleitet worden. Selbst dem Könige hatte man, um der Bewegung des Volkes seine Mißachtung zu verschaffen, vorzuspiegeln gesucht, daß nur der Pöbel aufgehetzt sei. Bald hieß es, es sei von vornehm aussehenden Herren Geld unter die Arbeiter vertheilt, damit sie zu den Waffen greifen sollten; bald sollten auf geheimnißvolle Weise dem unbewaffneten Volke Waffen förmlich aufgedrängt sein. Forscht man solchen Gerüchten jedoch näher nach, so findet sich nirgend ein namhafter Bürge dafür; weder während der letzten Tage der alten Zeit, noch mitten im Kampfe um die neue, haben wir irgend etwas gesehen oder gehört, was dieses vage Gerücht bestätigen könnte. Auch trägt der ganze Charakter der Berliner Revolution die sichersten Zeichen an sich, daß sie nicht künstlich erzeugt, sondern tief aus dem innersten Mark und Kern des Volkes hervorgegangen ist.

Dennoch läßt sich nicht läugnen, daß um diese Zeit viele Fremde, namentlich Franzosen und Polen, sich in Berlin aufhielten, und eben so wenig, daß manche von ihnen — in welcher Absicht, wollen wir unerörtert lassen — eifrig bemüht waren, einen Zusammenstoß mit der bewaffneten Macht herbeizuführen. Wir erwähnen zum Beweise für diese Annahme hier des Zeugnisses zweier glaubhaften Augenzeugen. Der Eine erzählt: „Ich war am 18. den ganzen Vormittag auf den Beinen gewesen und hatte mich, stark ermüdet, in einen Winkel eines Hinterzimmers meines Hotels zurückgezogen, in einem Zustand zwischen Wachen und Schlafen, kaum achtend des leisen Gespräches, das an einem Fenster desselben Zimmers einige Herren mit einander führten. Da

stürzte (es mochte ein Viertel nach ein Uhr sein) ein Mann herein und rief den Fremden am Fenster mit sehr aufgeregter Stimme in französischer Sprache zu: „Unser Spiel ist verloren! der König hat Alles bewilligt! das Volk jubelt! es geht alles friedlich ab!" — Die Herren winkten dem neu Angekommenen, besprachen sich eine Minute lang flüsternd und verließen dann sämmtlich das Hotel.

Der zweite Augenzeuge berichtet: „Das Volksgedränge hatte mich bis dicht an die Pforten des Schlosses vorgeschoben; der König war zum zweiten Mal auf den Balkon getreten. Da bemerkte ich, wie einige wohlgekleidete Männer sich dicht unter den Balkon und vor das große Portal drängten (hinter dem man die Garden zu Fuß aufgestellt sah) und gleichzeitig mit überlauter Stimme und einer Aussprache, die mir fremdartig schien, riefen: „Nieder mit den Ministern! Fort mit dem Militair!" — Zumal wurde der letzte Ruf, begleitet von drohenden Geberden gegen die aufgestellten Soldaten, so lange ununterbrochen wiederholt, bis er ansteckend auf die Zunächststehenden wirkte und eine merkliche Bewegung unter den Offizieren auf dem Schloßhofe hervorbrachte."

Möglich, daß dieser Ruf auch zu den Ohren des Königs drang, möglich, daß vom Schloßhof aus ihm deshalb rapportirt wurde. Jedenfalls scheint es uns nicht unwahrscheinlich, daß diese Scene dazu beitrug, dem Könige von der Natur der lärmenden Volksversammlung vor dem Schlosse eine falsche, Unglück weissagende Meinung beizubringen. Indessen wurde der Ruf nach Zurückziehung des Militairs immer allgemeiner. Graf Arnim erstattete dem Könige Bericht von dem Verlangen des Volkes, erhielt aber zur Antwort: „einen unehrenvollen Rückzug der Truppen könne man doch nicht fordern."

Jetzt hörte man (und zwar zuerst in der unmittelbaren Nähe des Schlosses) Worte des Mißtrauens, der Furcht, — der

Empörung, und bald hatte die ganze Menge eine namenlose Verwirrung, eine gewisse geheimnißvolle Furcht ergriffen, von der nur wenige sich Rechenschaft zu geben werden gewußt haben. Unterdessen waren einige Stadtverordnete und mehrere andere Bürger unablässig bemüht gewesen, durch Vermittelung der Generalität und der Prinzen, die sich ab und zu im Schloßhof zeigten, die Zurückziehung des Militairs zu erwirken. Von den erstern hörte man stets die Entschuldigung, daß sie die Verantwortlichkeit eines solchen Schrittes nicht übernehmen könnten, doch sei General v. Prittwitz Commandant, an den möge man sich wenden. General v. Pfuel, der das Einschreiten des Militairs dringend widerrieth, war plötzlich des Commandos enthoben worden.

Bei der Uebernahme des Commandos soll General v. Prittwitz die denkwürdigen Worte gesprochen haben: „ich werde als Militair handeln, und sollte ich dann als Bürger gefehlt haben, mag Ew. Majestät mir den Kopf vor die Füße legen.“ Ist denn der Soldat nicht auch Mensch, Christ, Bürger? Läßt sich eins vom andern trennen?

Prinz Carl jedoch versprach, sich auf das dringendste für das Verlangen der Bürger zu verwenden; doch wie es heißt wurde seine Fürsprache nicht günstig aufgenommen. Um nun gleichsam den Argwohn der fieberhaft aufgeregten Menge zu rechtfertigen, (vielleicht auch hervorgerufen durch denselben) erschien von der Stechbahn her ein Regiment Garde-Dragoner und zu gleicher Zeit trat aus einem Portal des Schlosses ein Bataillon des Kaiser Franz-Regiment. Die Cavallerie machte jedoch eine Schwenkung, wie um abzumarschiren, wozu das Volk, das freudig die Gewährung seines Verlangens zu erkennen glaubte) ein unverfängliches: Bravo! rief. Dem commandirenden Offizier mochte das wie Hohn vorkommen, und mit seinen falschen Begriffen von Militair-Ehre mochte er nun es für seine Pflicht halten durch Gewaltthätigkeit

den Verdacht der Feigheit von sich zu entfernen. Genug, das Regiment machte Kehrt und drang mit gezückter Waffe im Trabe auf die, vor den Bajonetten der Infanterie bereits zurückweichende Menge ein. Zu gleicher Zeit gingen aus den Reihen des Bataillons ein Paar Gewehre los (noch weiß man nicht, ob zufällig); das war das Signal zum Beginn der blutigen Revolution! Der kaum verhallte Jubel war umgewandelt in einen herzerschütternden Angstschrei, in ein wildes Rachegebrüll. „Verrath! Verrath! man mordet uns! zu den Waffen!" tönte es in der auseinanderstäubenden Menge. Und, wie auf Flügeln getragen, flog über die Stadt der Ruf: Verrath! zu den Waffen! Im Nu war der Schloßplatz geleert, die angrenzenden Straßen gefüllt. Baut Barrikaden! hieß es; laßt uns nicht todtschießen, wie wehrlose Schaafe. Zuerst links vom Schlosse, in der Königsstraße, rechts in der Jägerstraße und dann beinahe gleichzeitig in fast allen Stadttheilen erhoben sich nun, wie hervorgezaubert, Barrikade an Barrikade, aus umgestürzten Wagen, Schilderhäusern, Wollsäcken, Fässern und Pflastersteinen zusammengesetzt. Einige reichten bis zum 2ten Stock der Häuser. —

Das Wort Mißverständniß (ja wol war es ein unglückseliges Mißverständniß) — das jetzt von Ministern und anderen Beamten dem Volke beruhigend zugerufen wurde, das später als Inschrift einer Fahne vom Schlosse herab wehte, — es war viel zu lau und leicht, um jetzt noch die auflodernde Volkswuth sänftigen zu können. Den schlagendsten Beweis, daß dies unheilvolle Zusammentreffen durch ein Mißverständniß herbeigeführt sei, hätte man vielleicht führen können, wenn man die Barrikaden eine Nacht hindurch unangefochten ließ. Eine Nacht mochte hinreichen, um die erhitzten Köpfe in so weit abzukühlen, daß man sich hätte verständigen können. Allein beiden Theilen erschien dieses un-

gewisse Hin- und Herschweben unerträglich; es mußte ein ernster Zusammenstoß die Entscheidung geben.

Die ersten Barrikaden waren kaum fertig, so wurden sie auch sofort vom Militair angegriffen. Der Hauptkampf entspann sich nach Süden in der Friedrichsstadt, namentlich in der Friedrichsstraße und den sie durchschneidenden Straßen, am heftigsten in der Jäger- und Taubenstraße; dann gegen Norden in der Königsstraße, auf dem Alexanderplatze und in den auf denselben mündenden Straßen.

Der Polizei-Präsident v. Minutoli, der den König gleichfalls vergebens angefleht hatte, das Militair zurückzuziehen (wie es heißt, war es der Minister v. Thiele, der diesem Verlangen am heftigsten entgegen war), begab sich in ein Privathaus der Krausenstraße, von wo aus er das in Massen versammelte Volk aufforderte, sich zu bewaffnen und in feierlichem Zuge ihm nach dem Schlosse zu folgen, um den König durch den Augenschein zu überführen, daß es nicht der Pöbel sei — wie man ihm vorzuspiegeln suche — der sich erhebe, sondern die Bürger; daß es keine Emeute, sondern eine Revolution gebe. — Allein eine Stimme, die Mißtrauen gegen den edlen Mann, der seine Brust zuerst den feindlichen Bajonetten bot, laut werden ließ, reichte hin, um den Zug zu zerstreuen. Nur Wenige blieben fest im Glauben an die Redlichkeit ihres Führers, doch bot ihr Erscheinen auf dem Schloßplatze keinen Anblick, der imponiren konnte; — auch dieser Versuch blieb also erfolglos.

Später noch begab sich der Bischof Neander, in der Mitte einiger Bürger nach dem Schlosse. Der König empfing die Männer des Friedens freundlich, er versprach Gewährung jeder Bitte, nur wollte er das Militair nicht früher zurückziehen, als bis die Vertheidigungs-Maßregeln der Bürger verschwunden wären. Das war der letzte Versuch einer friedlichen Vermittelung. —

Das Volk war anfangs fast ganz ohne Feuergewehre, mit Ausnahme einiger Büchsen; und doch konnte nur durch sie eine Barrikade mit Erfolg vertheidigt werden. Deshalb wurde in allen Häusern nach Waffen gefragt. Meistentheils wurden dieselben freiwillig den Kampfeslustigen überliefert; selbst die Händler gaben ihre Vorräthe Preis. Pulver, Blei, Zündhütchen lieferten die Kaufleute aus freiem Antriebe. Aus dem Königstädtischen Theater holte man sich einige alte Gewehre und Schwerdter. Mit großer Gewissenhaftigkeit achtete jedoch das Volk dieses gemachte Darlehen und schon in den folgenden Tagen wurden die meisten Waffen unaufgefordert zurückerstattet. Diese Ausrüstung war jedoch, dem gewappneten und disciplinirten Militair gegenüber, immer noch eine höchst kümmerliche. Zum Schutz der Barrikadenkämpfer waren deshalb die anstoßenden Häuser zu kleinen Festungen oder Bollwerken eingerichtet, die Thüren verrammelt, die Fenster mit Schützen besetzt, auf den Boden Pflastersteine, Tonnen und Fässer, Balken und Eisenstangen geschleppt, um von oben herab die geschlossenen Reihen der angreifenden Soldaten zu durchbrechen und zu zerschmettern. Selbst Oefen wurden eingerissen und herabgestürzt, wenn es an anderer schwerer Munition fehlte. Viele Frauen sah man thätig, Wurfmaterialien herbeizuschleppen, Wasser zu sieden, (was man von Schwefelsäure erzählt, scheint eine Erfindung der Feinde des Volkes zu sein), die Gewehre zu laden und selbst hie und da sie gegen den Feind zu richten. —

Man hat es dem Volke zum Vorwurf gemacht, daß es sich jeder Waffe ohne Wahl zu seiner Vertheidigung bedient habe; — ein komischer Vorwurf. Konnte das Volk sein Leben mit anderen Waffen vertheidigen, als man ihm eben gelassen hatte?

Von den Zinnen der Dächer, aus den Fenstern, auf den Barrikaden wehten bereits die dreifarbigen deutschen Fahnen

und die Freiheitskämpfer hatten sich schon zum großen Theile mit der schwarz-roth-goldenen Kokarde geschmückt.

Es mochte etwa 3 Uhr sein, als die erste Barrikade, an der Jäger- und Wallstraßen-Ecke, von Cavallerie und Infanterie von zwei Seiten, fast zu gleicher Zeit, angegriffen wurde. Die erste trieben Steinwürfe zurück, die Infanterie nahm jedoch nach kurzem Kampfe die Barrikade, erstürmte die Zeitungshalle und erschoß von der Straße aus ein Dienstmädchen, das so eben mit den Worten: „Seinem Schicksale kann doch Niemand entgehen!" an's Fenster getreten war. Von den Linden her wurde mit Kartätschen gefeuert. Vierzehn Bürger stürzten durch einen Schuß. Die hier vertriebenen Freiheitskämpfer, verstärkt durch Studenten, die nun auch zu den Waffen gegriffen hatten, zogen sich nach dem Hausvoigtei-Platz zurück, wo das anrückende Militair von einem wohlunterhaltenen Feuer begrüßt, mehr als einmal zum Rückzuge genöthigt wurde. Vier Scharfschützen in Tyroler Hüten feuerten hinter der Barrikade mit einer Ruhe und Sicherheit, daß sie vorher den Knopf bestimmten, unter dem sie den Soldaten die tödtende Kugel beibrachten. Die Hausvoigtei wurde vom Volke lange fruchtlos bestürmt. Stärkere Militair-Abtheilungen bemächtigten sich des Platzes. Das 2te (Stettiner) Infanterie-Regiment drang von den Linden her die Gr.-Friedrichsstraße entlang, erstürmte nach hartnäckigem Kampfe mehrere Barrikaden, konnte jedoch nur mit Hülfe der Artillerie (durch Paßkugeln und Kartätschen) die verbarrikadirte Taubenstraße gewinnen. Mehrere Scharfschützen hatten sich hier hinter Oelfässer verschanzt und fast nie verfehlte ein Schuß sein Ziel. Der commandirende Major fiel zuerst, und nach ihm noch 2 weitere Offiziere. Mindestens 30 Mann hat das Militair an diesem Platze verloren.

An der Ecke der Kronenstraße fand das Regiment noch hartnäckigeren Widerstand. Aus den Fenstern der Häuser,

von einem platten Dache, aus den Schießscharten der Barrikaden wurde ununterbrochen gefeuert. Auch ein Stabsoffizier fiel. Spät Abends zog sich das tapfere 2te Regiment mit bedeutendem Verluste bis zur Mohrenstraße zurück; man sagte: die Soldaten wollen nicht mehr auf ihre Brüder schießen. Ein alter Hauptmann verpfändete sein Ehrenwort dafür. Nun entstand allgemeiner Jubel. Lebensmittel wurden für die armen hungrigen Soldaten herbeigeschleppt und die Barrikadenkämpfer tranken mit den Soldaten aus einer Flasche. „Es lebe das 2te Regiment!" tönte es hier, und dort: „Es leben die Bürger!"

Gerne verweilen wir bei jedem Zuge von Menschlichkeit, von echter Tapferkeit, den wir in diesem grausigen Kampfe auf Seiten des Militairs zu berichten haben. So wurden gleich beim Beginn der Feindseligkeiten zwei Schildwachen, die vor dem Bankgebäude standen, vom Volke überfallen. Man wollte ihnen die Gewehre entreißen, doch vertheidigten sie sich, ihrer Pflicht getreu, mit solcher Kraft und so verzweifeltem Muthe, daß acht Arme lange Zeit nicht im Stande waren, die Waffe ihrem Träger zu entwinden; vergebens schlug man mit Stöcken auf Hände und Arme, bis mitten im Ringen die eine Muskete sich entlud und den tapferen Soldaten todt niederstreckte.

Leider hat die Geschichte dieser Schreckenstage wenig Beispiele dieser Art nachzuweisen; dagegen viele Züge von abscheulicher Rohheit, von wahrhaft bestialischer Wuth und Grausamkeit. Die Häuser, in die die Soldaten eindrangen, wurden fast immer der Schauplatz der abscheulichsten Gräuelscenen. Fenster, Thüren, Spiegel, Uhren wurden zertrümmert; die Einwohner, die oft bei dem Kampfe sich gar nicht betheiligt hatten, gemißhandelt, verwundet, gemordet, ja selbst Frauen und Kinder beleidigt und gefährdet.

In der Jerusalemerstraße (wo das Volk die Jahrmarkts-

buden zu Barrikaden verwandt hatte) trat in einem Hause, in dem sich Niemand am Kampfe betheiligt hatte, eine junge Dame in ein Vorzimmer, um die innern Läden zu schließen, damit das Gewehrfeuer ihrer kranken Mutter weniger hörbar würde. In dem Augenblicke, als sie den Riegel vorschiebt, dringt eine Kugel durch Fenster und Lade und durch Brust und Lunge des jungen Mädchens.

Um jedoch gerecht nach allen Seiten zu sein, dürfen wir nicht verschweigen, daß auch im Volke Ausbrüche roher Wuth mitunter nicht gänzlich unterdrückt werden konnten; es übte in seiner Erbitterung gegen alle Uniformen mitunter Gewaltthätigkeiten an ihren Trägern, hie und da kam vielleicht ein Unschuldiger sogar um's Leben, nur weil er einen Soldatenrock trug. Allein dergleichen Fälle waren nur seltene Ausnahmen, wie umgekehrt bei dem Militair Züge der Großmuth und Leutseligkeit.

Gleichzeitig mit dem 22. Regiment agirten in der Friedrichsstadt das 12. Frankfurter, ein Theil des 31. Regiments und Cavallerie in Masse (auf dem Gensdarmenmarkt), die jedoch durch das aufgerissene Pflaster, aufgehäufte Glasscherben (an der Leipziger Straße) und sogar durch über die Straße gespannte starke Metall-Dräthe (in der Commandantenstraße) auf die freien Plätze beschränkt wurde. Das 12. Regiment eroberte jedoch nach und nach die ganze Leipzigerstr. bis zur Maurerstraße herab.

Allein hier begann ein wüthender Kampf. Eine riesenhafte Barrikade hemmte den Fortschritt des Militairs. Da beim Vorrücken in Masse durch die von den Dächern herabgeschleuderten Wurfgeschosse ganze Reihen niedergeschmettert wurden, so schlichen die Soldaten einzeln dicht an den Häusern entlang. Allein vor jeder Barrikade mußten sie sich wieder sammeln und waren dann abermals den Steinwürfen aus den Häusern ausgesetzt. —

Während des Nachmittages hatte sich das Volk fast sämmtlicher Wachthäuser und der darin vorgefundenen Waffenvorräthe bemächtigt. Nur das Frankfurter- und Potsdamer Thor wurde gegen Abend vom Militair wieder erobert. Studenten zu Pferde verrichteten den Dienst von Adjutanten. Sie flogen von Straße zu Straße, von Barrikade zu Barrikade, brachten Nachricht aus andern Stadttheilen, riefen Hülfe herbei, wo sie Noth that. Schon gegen 4 Uhr war einer von ihnen vor das Oranienburger Thor geritten, um die Arbeiter der großen Maschinen-Fabriken zum Kampfe aufzufordern. Etwa 900 derselben rückten darauf in die Stadt und ihr ausdauernder Muth trug nicht wenig zu dem glücklichen Ausgange des Kampfes bei. Unterdessen hatte gegen 5 Uhr der Angriff (eines Bataillon des ersten Garde-Regiments) gegen die Barrikaden der Königsstraße begonnen. Anfangs wichen die Garden vor dem aus den Häusern auf sie gerichteten Gewehrfeuer zurück, drangen dann aber von neuem vor, nahmen im Sturm die Barrikade an der Ecke der Poststraße, blieben jedoch noch immer einem wohlunterhaltenen Feuer aus den Fenstern der Restauration von Roche ausgesetzt. Doch ein pensionirter Offizier, der Major Preuß, nahm in seiner gegenüberliegenden Wohnung eine Abtheilung Militair auf, die nun von hieraus das Feuer im Roche'schen Lokale zum Schweigen brachte. Bald wurde dieses nun erstürmt, und nicht allein die darin befindlichen Kämpfer, sondern auch wehrlose Gäste der Restauration, wurden gemißhandelt und mit Bajonetten gespießt. Sogar ein Arzt, der den Verwundeten beistand, wurde gefangen fortgeführt.

Ein wüthender Volkshaufe wollte das in der Königs-Straße gelegene Rathhaus verbrennen; besonnene Bürger retteten es, indem sie sich bereit erklärten, es als „Bürgereigenthum“ mit ihrem Leben zu vertheidigen.

Die übrigen Barrikaden wurden hartnäckig vertheidigt; mit Hülfe von Granaten und Kartätschen, jedoch nach und nach demolirt und genommen. Um 7 Uhr Abends war das Militair im Besitze der Königsstraße bis zur Königsbrücke. Hier jedoch wurde ihnen durch die festungsartig aufgeführten Barrikaden, welche den Alexanderplatz rings umgaben, Halt geboten. Die Soldaten fingen bei der Königs-Brücke an, hinter Mehlsäcke sich zu verschanzen. Es begann nun ein Tirailleur-Gefecht, das die Nacht hindurch währte. Eine Abtheilung Infanterie hatte sich in der Dunkelheit bis zum königstädtischen Theater vorgeschlichen, wurde aber vom Volke alsbald wieder auf die Brücke zurück geworfen.

Ueberall jedoch, wo das Militair Herr war, wurden alle Greuel des Bürgerkrieges wach. Wie gar sorgsam-ängstlich waren wir bisher mit einem Menschenleben umgegangen. Da wurden Verhöre abgehalten, Zeugen abgehört, Akten vollgeschmiert und gelehrte Herrn zerbrachen sich die Köpfe und gewissenhafte Männer sprachen nach reiflicher Ueberlegung und doch mit innerm Widerstreben das: „Schuldig," und mit bebender Hand zeichnete der König seinen Namen unter das wohl begründete Urtheil. Heute hatte man dem rohen Soldaten das Amt des Richters, des Klägers und Henkers in einer Person überlassen. Die Häuser, aus denen gefeuert oder geworfen, oder von denen man vermuthete, daß sie den Volksvertheidigern zum Versteck dienten, wurden wie feindliche Festungen erstürmt, ohne Rücksicht darauf, daß in solchem Hause gewöhnlich mehrere Miether wohnten, von denen unmöglich Einer für den Andern einstehen konnte. Was nicht todtgeschossen und niedergestochen wurde, schleppten die entmenschten Söldner geknebelt,*) unter den rohsten Ver-

*) Man bemerkte bei vielen Häuserstürmern Bindfaden um den Hals hängen oder durch die Knopflöcher gezogen. Damit

wünschungen und Flüchen, fort, — mit Kolbenstößen und Bajonettstichen antreibend und frech sich rühmend des Mißbrauches ihrer Gewalt. Die Offiziere billigten zum Theil durch Stillschweigen, ja sogar durch ähnliche Ausfälle der Brutalität, dies Verfahren, theils reichte ihr Einfluß nicht hin, die Soldaten in der Ausübung ihres Rache-Werkes zu stören. Nur in wenig Fällen haben sie der Wuth der Soldateska Schranken gesetzt. Oft genügte ein langer Bart oder ein, den gestrengen Herrn Inquirenten mißfallender Name oder Stand, wie ein Verbrecher gefesselt, ja gemißhandelt zu werden, wie nur in den Kriegen der barbarischen Hunnen es vorgekommen sein mag. Die Schmerzen, die Angst, die Ohnmacht der Gefangenen bot den verwilderten Menschen nur Stoff zu Spott und Hohn. Selbst Frauen wurden gezwungen, Zeugen der Todesqual der Ihrigen zu sein.

Der Angriff gegen die große Barrikade in der breiten Straße begann später, als die bereits beschriebenen Vorgänge, da die Bürger dieses Stadttheiles, (wie die Deputation des Bischofs Neander beweist) sich lange noch der Hoffnung auf die Möglichkeit einer Verständigung hingaben. Gegen 6 Uhr drang die Potsdamer Garde gegen diese feste Stellung vor. Fünf Mal jedoch wurden die Truppen von den Vertheidigern (die im Besitz von nur 6 Gewehren waren) zurückgeschlagen.

Das schwere Geschütz spie Granaten und Kartätschen gegen die Barrikade, that ihr aber wenig Schaden, da die meisten Schüsse zu hoch gerichtet waren. Dagegen wurde einem jungen Manne auf der Zinne des Cölnischen Rathhauses, während er sein Gewehr lud, der linke Arm von einer

---

wurden nun die Gefangenen bis auf die Knochen geschnürt. Ein junger Kaufmann zeigte mir nach 14 Tagen noch Spuren dieser Bande, die er vielleicht bis an sein Ende mit sich herumtragen muß.

Kartätschen-Kugel fortgerissen, und das gegenüberstehende Haus des Conditor D'Heureuse erhielt von den eingeschlagenen Kugeln ein völlig pockennarbiges Ansehen. So lange aus schwerem Geschütz gefeuert wurde, zogen sich die Vertheidiger dieses Bollwerks hinter die schützenden Mauern der Eckhäuser zurück und waren wieder auf ihren Posten, sobald die Infanterie anrückte. Gegen 11 Uhr jedoch hatten die tapfern Schützen ihre Pulvervorräthe erschöpft, und da hier, wie fast überall die kurze Waffe nicht anwendbar schien, so zogen sie sich zurück, ohne zu ahnen, daß das Cölnische Rathhaus mit bewaffneten Bürgern angefüllt war, die sie, ohne es zu wissen einem furchtbaren Schicksal Preis gaben. Um Mitternacht drangen nun die Potsdamer Garden über die Trümmer der Barrikade in das Cölnische Rathhaus. Hier begann nun ein wahrhaft grausiges Gemetzel. Nur einige Wenige retteten sich mit Hülfe eines entschlossenen Dienstmädchens dadurch, daß sie sich an einer Wäschleine in den Hof herabließen. Selbst in die anstoßende Privatwohnung des Herrn Director August drangen die wüthenden Soldaten. Dieser, der noch an demselben Tage (s. S. 50) mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit von jeder, dem Könige mißliebigen Demonstration abgerathen hatte, scheute sich doch jetzt nicht, in nur zu gerechter Empörung über die in seinem Hause verübten Greuel, laut und unzweideutig zu sprechen; ja er veröffentlichte später selbst einen Bericht über diese Vorgänge. Sein Sohn Richard wurde an den Haaren aus den Armen seiner Mutter gerissen, der man das Bajonett auf die Brust setzte. Seine beiden Neffen, der Student Hermann von Holzendorf und der Candidat Georg Zelle, wurden unter Mißhandlungen gebunden und er selbst, der alte, würdige Mann, der die Ehrenmedaille von Anno 13 auf seiner Brust trug, auch er entging ihnen nicht. Wohl nannte er seinen Namen und Stand, wohl versicherte er, daß aus seiner Wohnung

kein Schuß gefallen und verbürgte seine Aussage mit seiner Ehre und seinem Leben; — und was erwiderte man ihm? Ein Offizier, ein Meister feiner Sitte, stieß ihm das Gefäß seines Degens in's Gesicht, daß das Blut herabrieselte; unter Kolbenstößen schleppte man ihn sammt seinem Sohne und seinen beiden Neffen fort. Auf der Straße noch wurden diese Mißhandlungen fortgesetzt, ein Tambour fand sein Vergnügen daran, seinen Trommelstock auf des alten Mannes Schädel zu zerschlagen. General v. Aschoff wurde glücklicherweise des schwer Gemißhandelten gewahr, befreite ihn aus der blutdürstigen Rotte und geleitete ihn sammt seinem Sohne nach seiner Wohnung zurück. Der Candidat G. Zelle kam mit einem Bajonnetstich in den Arm davon und wurde bald darauf auf Verwendung des Oberst von Bonin in Freiheit gesetzt; der Studiosus v. Holzendorf aber ward von einem der Soldaten, die ihn eskortirten, auf dem Wege zum Gefängnisse niedergeschossen. Sein Großvater (der Professor Fischer) war einst der Lehrer Friedrich Wilhelm IV. gewesen.

Man wird staunend und halb ungläubig fragen: für solch unerhörten Frevel an Recht und Menschlichkeit muß doch irgend ein Grund oder ein Vorwand mindestens dagewesen sein?

Der war allerdings vorhanden. Der alte Schulmann hatte sich soweit vergessen, daß er verwundete Bürger in seinem Hause aufgenommen, verbunden und gepflegt hatte. Für diese Schuld, diesen Verrath an König und Vaterland konnten die gestrengen Herren Richter mit Helm und Muskete den Verbrecher freilich nicht grausam genug züchtigen!

Wohl fließt uns die Galle aus dem Herzen in die Feder, wenn wir in der Erinnerung dieser Gräuel sie noch ein Mal durchleben; doch sie soll uns nicht die Freude verbittern, mit der wir abermals eines Mannes erwähnen, der von dem künstlich genährten Barbarismus des modernen Soldatenthums frei, einen glänzenden Gegensatz zu dem falschen Heldenthum

der Potsdamer Gardeoffiziere bildete. Die Garde wurde bald abgelöst durch eine Abtheilung des Frankfurter Regiments, dessen Leute mit den Verwundeten und Gefangenen ziemlich gemäßigt verfuhren. Unter diesen zeichnete ein junger Offizier, Herr von Schönemark, sich auf das vortheilhafteste durch seine Theilnahme für die Unglücklichen aus. Er selbst widmete sich auf das Angelegentlichste ihrer Pflege. — Vor solchem Ehrenmanne greift auch der Nichtsoldat mit Respekt an den Hut!

Auf dem Schlosse war unterdessen direkt aus Westphalen der Freiherr v. Vincke angekommen, um dem Könige zu sagen, wie sehr die Stimmung jener Provinz mit der Berlins übereinstimme. „Mein lieber Vincke, Sie essen doch heute zur Nacht bei mir?" frug ihn freundlich der König. „Nein, ich esse nicht, Majestät!" erwiderte in edlem Unwillen der brave Mann, — und ging.

In einem anderen Stadttheile beobachteten wir mit Vergnügen das männliche und kluge Benehmen eines andern braven Offiziers. In das Schloß Monbijou war zur Verstärkung der geringen Wachmannschaft (die aus nur 6 Mann bestand) der Lieutenant v. Reibnitz mit 60 Artilleristen gelegt. Man hatte den Artilleristen alte Infanteriegewehre ohne Steine gegeben; an Munition war gar nicht gedacht. Als nun in der Königsstadt die Kanonen donnerten, sammelte sich auch auf dem Monbijou-Platze eine aufgeregte Menge, und drängte gegen das Schloß. Der eine Flügel, der vom Prinzen Adalbert, einem Vetter des Königs (Sohn des Prinzen Wilhelm) bewohnt wird, blieb unbeachtet; allein der andere Flügel, in dem sich die kostbare Sammlung von Kupferstichen und Pastell-Gemälden (mehrere 100,000 Thlr. an Werth) befand, war dem Publikum längst ein Dorn im Auge gewesen, da er, auf städtischem Grund erbaut, die Passage hier so verengte, daß alljährlich Fußgänger gefährdet wurden.

Von den Stadtverordneten war der König auch bereits gebeten worden, einen Theil dieses Gebäudes abtragen zu lassen. Da hierauf noch keine Antwort erfolgt war, hielt die aufgeregte Menschenmasse es jetzt für angemessen, sich selbst und zwar schleunigst freie Bahn zu machen. Unglücklicher Weise mußte noch, als der Lieutenant sich auf ein Paar Augenblicke entfernte, der nun commandirende Unteroffizier vom Kaiser Franz-Regiment seine 6 Leute unter den lärmenden Haufen Feuer geben lassen. Nun brach die Menge wüthend gegen die Wache los, und es ist ein halbes Wunder zu nennen, daß es dem Professor Hotho, in Verbindung mit 3 Studenten, die sich unter den Freiheits-Kämpfern befanden, gelang, die Anstürmenden dahin zu bringen, daß sie noch ein Mal Schonung des Gebäudes versprachen, wenn die Wachmannschaft sofort abziehe und die Waffen ausliefere. Der brave Lieutenant erkannte seine ganze Verantwortlichkeit, seinen übernommenen Pflichten als Soldat, wie seinen angeborenen als Mensch gegenüber. Nachdem er dem unbesonnenen Unteroffizier sein Verhalten laut verwiesen, ließ er durch den Garten die gesammte Mannschaft sich nach der Caserne in der Ziegelstraße zurückziehen. Darüber verlor die Menge die Geduld, und drang, Fenster und Thüren zertrümmernd, in das Wachtlocal. Hier trat ihr jedoch unbewaffnet der tapfere Offizier entgegen, versicherte auf sein Ehrenwort, daß weder Soldaten noch Waffen mehr vorhanden wären; die Waffen abzugeben, sei gegen seine Pflicht; allein dafür liefere er sein Leben aus. Das Volk wußte dieses wahrhaft heldenmüthige Betragen zu ehren und entließ den braven Mann ungekränkt.

Noch suchte man in den Garten-Gebäuden nach versteckten Soldaten und Waffen. An eine Hinterthür des Schlosses (wo sich die vaterländischen und egyptischen Alterthümer befanden) klopften einige Arbeiter heftig an; da trat

ihnen eine vergilbte Matrone in alterthümlicher Tracht mit den pathetischen Worten entgegen: „Alterthum! nichts als Alterthum!" Ein Fackelträger leuchtete der abentheuerlichen Gestalt in's Gesicht und sagte dann gutmüthig lächelnd: „Legen Sie sich ruhig zu Bett, liebe Mumie! Achtung vor das Alterthum!" Die Wache auf Monbijou wurde von bewaffneten Bürgern bezogen. Professor Hotho blieb die Nacht hindurch im Schlosse

Das Oranienburger Thor war bald in den Händen des Volkes, bald des Militärs. Eine kleine Nebenpforte blieb längere Zeit geöffnet. Während in und vor derselben, trotz der dringenden Gefahr, eine große Menschenmenge sich drängte (zum Theil Leute, die dringende Geschäfte nach der Stadt führten), wurde in der Oranienburger Straße plötzlich eine Kanone aufgefahren, und 2 Minuten später, ehe die Passage geräumt werden konnte, mit Kartätschen in den dicksten Haufen geschossen. Dieser eine Schuß tödtete 5 Menschen auf der Stelle und verwundete einige und zwanzig. Eine Kugel schlug durch das Fenster eines Hauses, das über 200 Schritte von dem Platze entfernt lag. —

Selbst in den entferntesten Stadttheilen waren Barrikaden errichtet. So auch am Rosenthaler Thor und in dem sogenannten Vogtlande. Einige glichen kleinen Festungen, so stark und unzerstörbar waren sie aus Eisen und Granit-Platten, aus Sandwällen und Mehlsäcken zusammengesetzt. Das Vogtland, der Sitz der Armuth und des Lasters, war jedoch vom Militair nicht incommodirt worden. —

Einzelne Freiheits-Kämpfer schienen den Tod zu suchen. In der Königsstraße trat ein herkulisch gebauter Mann hinter einer Barrikade hervor, mit einer schweren Eisenstange bewaffnet; nachdem er mit derselben 2 Soldaten niedergeschlagen, bohrten ihn ein halbes Dutzend Bajonette an den Boden. An der Ecke der Friedrichs- und Jägerstraße wurde

eine Barrikade, die, als unhaltbar von der übrigen Mannschaft verlassen war, durch zwei Jünglinge vertheidigt. Der eine, Wilhelm Blasewald, ein Schlossergesell, 19 Jahre alt, fiel, nachdem er sein altes Gewehr ein Mal gegen die Truppen abgefeuert hatte; der zweite, Ernst Zinna, 17 Jahr alt, machte nun mit seinem alten, verrosteten Säbel einen Ausfall gegen das Bataillon, verwundete einen Offizier und fiel dann tödlich getroffen. — Der Philister wird solch Beginnen „Wahnsinn" nennen. Mag's drum sein; es bezeugt wenigstens den festen Glauben dieser Märtyrer, den festen Glauben an eine edle Sache; denn er nur kann den Menschen in diese alle Vernunft beherrschende Begeisterung versetzen, der er freudig sein Leben als freiwilliges Opfer darbringt.

Hie und da wurde auch wol eine vereinzelte Schildwache ein Opfer der Volkswuth, und Offiziere durften sich nur inmitten ihrer Truppen zeigen, wenn sie nicht Beleidigungen oder gar Mißhandlungen ausgesetzt sein wollten, in der Regel jedoch begnügte man sich damit, die Soldaten zu entwaffnen. Ein verfolgter und von der Volks-Wuth bedrohter Soldat fand stets Fürsprecher und Retter unter den Bürgern selbst. Auf dem Spittelmarkt hatte man einem einzelnen Soldaten das Gewehr abgenommen und rieth ihm, nun eilig sich aus dem Staube zu machen. Der aber flehte um Schutz, denn man werde ihn bei den nächsten hundert Schritten, die er thue, doch niederstoßen. Da wickelte ein gutmüthiger berliner Bürger (ein Gastwirth) ihm den Mantel, den er gerollt über der Schulter trug, auf, half ihm in denselben hinein, zog dann ein Stück Kreide aus der Tasche, mit dem er dem bisher Königl. preuß. Soldaten mit drolligem Lächeln, in großen Buchstaben: „Nationaleigenthum' auf Rücken und Brust schrieb. „Nun lauf!" hieß es; — und trotz des fürchterlichen Ernstes dieser Stunde, sahen

die Vorübergehenden doch wohlgefällig schmunzelnd diesem ersten und einzigen Bürgersoldaten nach.

Der 19. März (Sonntag).

Das war ein Sonn- und Festtag, mit Sturmglocken und Kanonen eingeläutet! In der Friedrichstadt war zwar der Kampf bis Mitternacht ziemlich beendet. Gegenseitige Ermattung hatte einen unverabredeten Waffenstillstand herbeigeführt. Einzelne Militair-Abtheilungen drangen indessen in die Häuser, machten Gefangene und plünderten auch wol, wie in dem Hause des Gastwirth Flügge (Leipziger Str. Nr. 30) geschah. Daselbst hatte man die anwesenden Gäste, die sich nach Hause zu gehen fürchteten, nicht allein gemißhandelt und verwundet (einen auch getödtet), sondern selbst in kleinen Nähkästchen nach Waffen (?) gesucht; Cigarren-Schachteln, Wein- und Rumflaschen ausgeleert (etwa auch um Waffen darin zu suchen?) und sogar eine Brieftasche mit 40 Thlr. als gute Beute mitgenommen.

Das Militair drang hier gegen Morgen über die Rudera halb zerstörter und verlassener Barrikaden bis zur Krausenstraße vor; zog sich jedoch, da es hier heftigen Widerstand fand, wieder bis zur Leipzigerstraße zurück. Allein in dem entgegengesetzten Stadttheile, auf dem Alexanderplatze und in der neuen Königsstraße wurde der Kampf mit ungeschwächter Heftigkeit fortgesetzt. Eine hölzerne Bude, in der ein Panorama zu sehen war, wurde, nachdem man dem Fremden behülflich gewesen, sein Eigenthum zu retten, vom Volke in Brand gesteckt, da hinter derselben die Soldaten Schutz fanden, auch von hier aus die verschiedenen Barrikaden bestreichen konnten. Allein dafür scheint in den Räumen des Königsstädter Theater das Militair sich Eingang verschafft zu haben. Mindestens behaupten mehrere Augenzeugen, daß aus diesem Gebäude auf das Volk gefeuert sei, und daß sie in den

Fenstern Helme und Bajonette blinken gesehen; obwol die Eigenthümer des Hauses öffentlich erklärten, daß mit ihrem Wissen und Willen kein Soldat dasselbe in dieser Nacht betreten habe.

Unterdessen floß an keiner anderen Stelle so viel Blut als hier. Es fiel hier unter Anderen der tapfere Lieutenant Hermann Tüpke, einer der bravsten Offiziere. Auf dem Todesbette äußerte er: „Er stürbe gern, wenn sein Tod nur um etwas dazu beitragen könnte, den unglücklichen Widerspruch zu heben, in dem der Offizier mit seiner Zeit stehe. Der Thierarzt Urban, einer der Hauptanführer, leitete hier persönlich die Vertheidigung. Hinter der Barrikade an der neuen Königsstraße, wie auf den Dächern der benachbarten Häuser waren stets ein Paar Dutzend Büchsenläufe der Berliner Scharfschützen nach der Königsbrücke gerichtet und so wie ein Soldat sich hinter seinem Mehlsacke hervorwagte, — wurde er fortgeblasen. Bei massenhaftem Vorrücken hatten die Truppen durch die beiden messingnen Kanonen der Schützengilde, die hier spielten, einen zu fürchterlichen Verlust erlitten; aber nachdem die brennende Bude den Platz wie bei Tage erleuchtete wollte auch das Anschleichen nicht mehr glücken.

Da es den Bürgern an Munition für die Geschütze fehlte, so wurden aus den benachbarten Läden ein Paar Waschkörbe voll Murmeln (thönerne gefärbte Kugeln, ein beliebtes Spielzeug der Berliner Jugend) herbeigeschafft; man schüttete davon in einen Strumpf 50—60 Stück und benutzte sie dann etwa wie Kartätschen. — Der Witz des Volkes taufte diese Feuerschlünde alsbald zu „Murmelthieren.“ — Anstatt der Lunte diente ein in's Zündloch abgeschossenes Terzerol.

Zwei ehemalige Artilleristen, der Schlossergesell Fichtner und der Drechslergesell Hesse, bedienten die Böller mit großer Gewandtheit. Die Truppen, noch durch ein frisches (das 8.) Regiment, das durch das Frankfurter Thor einge-

drungen war, verstärkt, vermochten doch nicht, diese Barrikade zu nehmen.

Etwa gegen 7 Uhr nahte sich der Barrikade ein hoher Offizier (der General v. Möllendorf), während er mit einer weißen Fahne schwenkte. Das Volk war jedoch schon zu oft durch Unterhandlungen getäuscht (wie kurz zuvor in der Waßmannsstraße) und in dem Glauben, jeden Vortheil nutzen zu müssen, bemächtigte es sich der Person des Generals, um sich seiner als Geißel zu bedienen. Ein zwölfjähriger Bursche war es, der ihm hinterrücks den Säbel entriß und laut ausrief: „Sie sind mein Gefangener!" Wohl brach nun hie und da die Stimme roher Wuth aus dem Volkshaufen hervor und bedrohte das Leben des alten Soldaten. Allein besonnene und entschlossene Männer schirmten ihn mit dem eigenen Leibe. Der General wurde als Gefangener nach dem Schützenhause gebracht, sobald er (in einem Hause der Alexanderstraße) den Befehl zum Rückzuge an die, unter seinem Commando stehenden, Truppen unterzeichnet hatte.

Man hat die Gefangennehmung dieses Parlamentairs als eine feige, heimtückische, das Völkerrecht verletzende That darzustellen gesucht. Freilich war sie gegen die Gesetze des Krieges. Aber war es ein Krieg, der hier geführt wurde? Einem wohlbewaffneten, disciplinirten Heere gegenüber, einzelne mit Aexten und Knütteln bewaffnete Bürger, die die Noth des Augenblicks erst zusammengeführt hatte; gegen Bomben, Granaten, Kartätschen, Shrapnells ꝛc. — Kinderspiellzeug: Murmeln; von Seiten des Militairs blutdürstiges Schlachten, barbarische Zerstörungswuth; im Volke verzweifelte Nothwehr. So war es denn mehr ein Verstoß gegen die Kriegs-Etikette, als ein Verbrechen an den ewigen Gesetzen des Rechts, die vom Himmel stammen.

In der Lindenstraße hatte man die ganze Nacht das Landwehrzeughaus bestürmt. Zwanzig junge Offiziere vertheidigten es. Ihre gezogenen Büchsen gebrauchten sie von den Fenstern aus, deren Brüstung ihnen als Bollwerk dienten, mit glücklichem (!) Erfolge. Vergebens drang auch der kühne Gustav Hesse, einer der Helden des Tages, mit seiner eisernen Brechstange über Leichen gegen das Gebäude vor; seinen festen Mauern und starken Thüren war nicht beizukommen. Man wollte Stroh anzünden, um die Offiziere auszuräuchern, aber die Nachbarshäuser wären dadurch gefährdet worden. Endlich rief man Scharfschützen zu Hülfe. Die brachten die Vertheidiger allmälig zum Schweigen, und um 10 Uhr Morgens fiel das Gebäude in die Hände des Volkes. Allein während der Nacht schon muß man einen großen Theil der hier angehäuften Waffenvorräthe fortgeschafft haben; auch waren fast an allen Gewehren, die man vorfand, die Pistons abgeschraubt.

Die ganze Nacht hindurch hatte sich die Bevölkerung der Stadt unermüdlich zu neuem Kampfe gerüstet. Alle Fenster waren erleuchtet; Feuer brannten auf den Straßen; Kugeln wurden unter freiem Himmel gegossen; alle Schlosser arbeiteten an der Wiederherstellung der unbrauchbaren Gewehre; Kaufleute und Fabrikanten lieferten Pulver, Blei, Eisen.

Ein blutigerer, entscheidender Kampf stand bevor, obwol das Militair jetzt Herr des eigentlichen Kerns der Stadt war. In folgenden Stadttheilen hatte es die Barrikaden theils besetzt, theils zerstört oder weggeräumt: Auf dem Schloßplatz, dem Lustgarten bis Monbijou, von der Spree bis zu den Linden, in der Friedrichsstadt von den Linden bis zur Leipziger Str., mit Ausnahme der Mauerstraße; auf der andern Seite der Spree in der Brüder- und Breiten-Straße, in der Königsstraße mit ihren Querstraßen bis zur Spree auf der einen und dem Molkenmarkt auf der anderen Seite.

Die größten und belebtesten Straßen gewährten jetzt einen öden, schaurigen Anblick. An vielen Häusern blickte durch die zierliche äußerlich übermalte Tünche die rohe Ziegelwand; durch die zertrümmerten Fenster wehte der Wind; die Dächer abgedeckt; die Oefen hatte man auf den Feind hinabgeschleudert. Unter Schutt und Trümmern rieselte noch rauchendes Blut; auf den Straßen umher lagen die Leichen von Menschen und Pferden.

Gegen 4 Uhr Morgens wurden die Gefangenen aus dem Schloßkeller herausgeführt, um, etwa 400 an der Zahl, unter starker Bedeckung nach Spandau transportirt zu werden. Die menschenfreundlichen Bemühungen des Polizeirath Hofrichter hatten es endlich dahin gebracht, daß man spät in der Nacht den Gefangenen etwas warme Suppe verabreichte. Der brave Mann hatte sich an diesem Tage, wie stets, als wahrer Volksfreund gezeigt. Dergleichen Edelnamen sollte das Volk mit unauslöschlicher Schrift in sein Gedächtniß schreiben.

Auf dem Wege nach der Festung wurden die Unglücklichen noch auf das Nichtswürdigste verhöhnt und beschimpft, ja auf das Grausamste gemißhandelt. Im Kerker zu Spandau gab es erst um Mittag etwas schlechtes Brod und ein wenig Wasser; zur Nacht ein Bund Stroh auf 2 Mann. Erst als die Nacht einbrach, wurden sie in Freiheit gesetzt.

Etwa um 5 Uhr verließ der größere Theil der Cavallerie die Stadt, um vor den Thoren den Zuzug der Patrioten aus der Umgegend zu verhindern. In der That hatten sich aus den zunächst gelegenen Orten auch bewaffnete Bürger bereits auf den Weg gemacht, um ihren Berliner Brüdern zu Hülfe zu eilen. Vorzüglich waren es die Schützengilden kleinerer Städte, die ohne Verzug auf Wagen herbeieilten. — Allein diese Hülfeleistungen kamen noch zu vereinzelt und wurden von der Cavallerie zurückgewiesen.

Um 7 Uhr früh erschien die Proklamation des Königs: „An meine lieben Berliner!“ die noch von der Unwissenheit des Königs über die Natur des Aufstandes und seine Entstehung zeugte.

Am Morgen des 19. trat auch Mancher, der bisher geschwankt hatte, nun öffentlich zur Volkspartei. So suchte der Fürst Lychnowski sich popalair zu machen, indem er die Barrikaden besuchte, mit den Verwundeten theilnehmend sprach, Erfrischungen verabreichen ließ, hie und da auch wol selbst Hand anlegte. —

Während der Nacht hatte es mehrere Feuersbrünste gegeben; die bedeutendste von ihnen zerstörte das herrliche Artillerie-Wagenhaus, in dem Vorräthe im Werthe von mehr als 1 Mill. Thlr. vernichtet wurden. Wie man sagt, sei die Absicht des Volkes bei dieser Brandstiftung die gewesen, einen Theil des Militairs vom Kampfplatze ab hier her zu locken, um so ihren bedrängten Mitkämpfern wieder ein wenig Luft zu schaffen.

Wer ein Zeuge dieses Kampfes war, kann über das Märchen von den Fremden, die die Revolution angezettelt und wol gar ausgekämpft haben sollen, nur lächeln. Von Fremden sah man nur hie und da einige Polen. Einer von ihnen commandirte in seiner nationalen roth und weißen Mütze eine Schaar schlecht bewaffneter Arbeiter hinter einer Barrikade der Königsstraße; ein anderer fiel in der Taubenstraße mit den Worten: „Wenn Ihr frei seid, so gedenket des unterdrückten Polens!“ Auf dem Hausvoigteiplatze sah man 4 Schützen in Tyrolertracht, die man für Ausländer hielt und die am Morgen des 19. räthselhaft verschwanden.

Daß das Volk unvorbereitet zu seiner Vertheidigung (um wie viel mehr zum Angriff) war, leuchtet aus jedem Zuge des bisher Erzählten. Von einer planmäßigen Vertheidigung war keine Spur. Vergebens suchten im Drange des

Augenblicks einige Studenten und ehemalige Offiziere in den Kampf der Gesammtheit eine gewisse Ordnung und Zusammenhang zu bringen. Wo die Noth am größten war, dahin eilte man, von reitenden Studenten oder schnellbeinigen Knaben gerufen. Die letzteren hatten sich mit beispielloser Kühnheit in den Kampf gemischt. Lehrlinge waren es meistentheils oder arme Knaben aus den Fabriken Berlins; vorzugsweise sogenannte Schießjungen, die bei dem Weben das Schiffchen durchschießen. Die konnten sich an Steinen, Sand und ähnlichem Material nicht müde schleppen; auch waren sie die besten Botenläufer.

Es ist eine unläugbare Wahrheit, daß selbst im verstocktesten Bösewicht der edlere Keim nur schlummert, nicht ganz erstirbt. Die Menschen wählen mit ihren Strafanstalten und Correktionshäusern nur selten den rechten Weg, diesen Keim neu zu beleben. — Die allgemeine Begeisterung, mit der das Volk von Berlin am 18. das hohe Gut: „Hab und Leben" einsetzten, um das höhere: „die Freiheit" zu erringen, entflammte den schlummernden Funken eines höheren Selbstbewußtseins in der Brust manches „verlorenen Mannes," den die menschliche Gesellschaft bereits aufgegeben hatte.

Wie mag an diesem Tage Mancher ein verbrecherisches Leben gesühnt haben durch einen rühmlichen Tod! Wer noch ein Leben einzusetzen hatte für die Freiheit der Brüder, der konnte sich nicht mehr arm und elend fühlen. Und merkwürdig! kein Exceß, kein Raub oder Diebstahl wurde von Seiten der Freiheitskämpfer begangen. Die Glut der Begeisterung machte für den Augenblick die Schlacken der angewöhnten Sünde zu Asche verbrennen und mit dem Auge, das Ehrgeiz und Stolz schärfte, wachten die Freunde der Freiheit, daß keine unwürdige Hand ihre heilige Fahne entweihe.

An dem Verrath des Majors Preuß (s. S. 67) übte

am Vormittage des 19. das Volk seine eigene Justiz. Seine ganze Wohnung wurde ausgeleert und alle die schönen Sachen, in einem großen Scheiterhaufen aufgethürmt, den Flammen geweiht. Selbst das vorgefundene Papiergeld wurde nicht verschont. Einige Vagabonden, die Mitleid mit dem Schicksal der lieben Papierchen an den Tag legten, wurden auf der That ergriffen und unter die Plumpe gebracht. —

Gegen 7 Uhr verhallte allgemach der Kanonendonner; hie und da knatterte noch Kleingewehrfeuer und vom Alexanderplatz her dröhnten einzelne Schüsse; das waren die beiden Berliner Murmelthiere, die noch eine kleine Weile ihr blutiges Spiel mit dem Militair trieben.

Unterdessen mochte auch Friedrich Wilhelm IV. eine qualvolle Nacht gehabt haben. Der Gedanke des fortgesetzten Blutvergießens lastete immer schwerer auf seiner Seele. Sein Herz, so hold dem Frieden und seinen Segnungen, wurde zermalmt zwischen dem Drängen Derer, die sich seine Freunde nannten und dem Stürmen des, wie man sagte, ihm feindlichen Volkes. Endlich schien sein Gewissen sich einen Entschluß erkämpft zu haben. Er wollte den Frieden mit seinem Volke — um jeden Preis. Aber die Stimme des Herzens hatte ihm dies Mal auch keinen unweisen Rath gegeben. Noch war er äußerlich unbesiegt; noch zwang ihn nichts als die moralische Nothwendigkeit; noch konnte vergeben und vergessen werden. Wie aber, wenn der Kampf fortgesetzt wurde? Sollte er die Bewohner seiner Residenz unter den Trümmern ihrer Häuser begraben? — Und wie, wenn die von der Raserei der Wuth bis zur tödlichen Ermattung herabgesunkenen Soldaten in den folgenden Tagen den Anstrengungen nicht mehr gewachsen blieben, — wenn sie ihrem Herren den Dienst versagt hätten, nachdem Arme und Füße ihn nicht mehr möglich machten; wenn das Volk nun, auf's Aeußerste

getrieben, durch seine Ausdauer doch den Sieg davon getragen hätte; was dann? —

Wir wenden uns schaudernd ab von dem Abgrunde, den diese Möglichkeiten vor uns eröffnen und wenden uns wieder zu dem Verlauf der Begebenheiten.

Unterdessen begann das heiße Verlangen nach Genugthuung in dem Volke auf schonungslose, aber tief ergreifende Weise sich Geltung zu verschaffen. Aus allen Theilen der Stadt wurden die gefallenen Freiheitskämpfer herbeigetragen. Frauen hatten die bleichen Schläfen mit Lorbeerkränzen umwunden. Die klaffenden Wunden blos gelegt, hob man die Leichen empor zu den Fenstern des Schlosses, als wolle man sagen: „Seht da! das ist Euer Werk!" — Mit feierlichem Ernst setzte man sie dann im innern Schloßhof nieder. Kein Laut wurde rings gehört; nur hie und da von den Trägern, die eine neue Bahre niedersetzten, ein kurzgefaßter Nekrolog; wie: Vater von 7 unerzogenen Kindern, meuchlings niedergestochen, nachdem er sich ergeben hatte; — der einzige Sohn seiner armen Mutter, ohne Erbarmen erschossen ꝛc.

In dieser Nacht war der absoluten Krone der Heiligenschein entfallen; das Volk sah ungeblendet empor, wie der Mensch zum Menschen; ein wunderbar schmerzlicher Instinkt vereinigte hier die Leidtragenden. Ein großer bärtiger Mann mit bleichem Gesicht und melancholischem Auge entblößte sein Haupt und sprach mit tiefer, tiefbewegter Stimme Worte, die einen eigenthümlich tragischen Effect hervorbrachten: „Herr! Du hast Deine Schnitter gesandt, — hier bringen wir dir die Ernte!" — Nun lautlose Stille; Jeder mochte die Worte in seinem Herzen bewegen und in stummem Gebet einen Moment verweilen; dann aber, wie wenn der blutige Anblick noch ein Mal „in gährend Drachengift die Milch der frommen Denkart ihr verwandele," rief die Menge laut nach dem Könige. Lange und immer stürmischer wurde die-

ser Ruf wiederholt und schon schickte man sich an, die blutige Erndte dem Herrn hinauf in seine Zimmer zu tragen, da erschien der König auf dem inneren Balkone, am Arme der Königin. Beide sehr blaß, sehr angegriffen, sehr leidend. — Leidenschaftlich tobte unten die Menge; Männer drohten, Weiber forderten kreischend ihre Söhne zurück; hoch hinauf, als wollte man sie ihm unmittelbar unter die Augen legen, hob man die entstellten Leichname gegen die Galerie empor. „Hut ab!" rief eine Stimme — und tausend wiederholten donnernd den Befehl. Der König entblößte sein Haupt und blieb so lange in der Stellung eines Büßenden während das Volk unten „Jesus, meine Zuversicht," anstimmte. Thränen entquollen seinen Augen. Sie fielen nicht fruchtlos auf die Herzen der Untenstehenden, und wurden als sühnendes Opfer angenommen. — Dann führte der König die halb ohnmächtige Königin wieder nach dem Innern des Schlosses zurück.

Als etwa um 11 Uhr der Bürgermeister Naunyn und der Thierarzt Urban nebst einigen anderen Bürgern im Schlosse erschienen, bewilligte der König ohne Umschweife die Zurückziehung des Militairs, gab auch sofort den Bürgern, die das Vertrauen des Volkes besaßen, einige Adjudanten mit den nöthigen Befehlen mit.

Das Volk, mißtrauisch geworden durch die vielfältigen Täuschungen, die es erfahren, besorgte noch immer, das Militair werde nur in die Casernen zurückkehren, um einen günstigeren Zeitpunkt abzuwarten. Erst als man sich durch den Augenschein von dem Abzuge der Truppen überzeugt hatte, wurden die Barrikaden verlassen. Die eifrigsten Erbauer derselben waren nun auch am geschäftigsten, sie wieder abzutragen.

In der Königsstadt allein waren über 200 Barrikaden errichtet worden.

Der Friede war faktisch geschlossen; das Militair abge-

zogen; Volksbewaffnung die Loosung. — Um Mittag hatte sich abermals eine bedeutende Volksmasse um das Schloß herum versammelt. Die allgemeine Stimme bezeichnete den Polizeipräsidenten v. Minutoli als den Einzigen, den Ersehnten, den das Volk liebe, den der König achten müsse, durch dessen Mund es mit ihm unterhandeln wolle.

Nach 12 Uhr trat der Präsident aus dem Schlosse und begab sich mit dem Assessor Wache, dem Kaufmann Hiller, Maurermeister Schweidnitz und dem Stadtverordneten Holbein zum Könige. Hier sprach der zuletzt genannte Abgeordnete folgende Worte:

„Eurer Majestät sprechen wir im Auftrage aller gutgesinnten Bürger Berlins den einstimmigen Wunsch aus, sofort die Bewaffnung der Bürgerschaft nachzugeben, und den einzigen Mann, welcher das höchste Vertrauen und die ganze Liebe aller Bürger unserer Stadt verdient, den Herrn Polizei-Präsidenten v. Minutoli, mit der Organisation der Bürgerbewaffnung zu beauftragen und ihn an die Spitze der bewaffneten Bürgerschaft zu stellen, da nur durch diese einzige Maßregel die Ruhe der Stadt herzustellen ist."

Nach einigem Schwanken wandte der König sich nach dem Fenster und trat, von Hiller und Schweidnitz am Arm geführt, auf den Balkon, wo er mit höchster Bewegung also sprach:

„Meine lieben Bürger — Sie haben gewünscht, daß ich unter Ihnen erscheinen möge — ich bin gekommen — (hier fragte der König: was weiter sagen? worauf Hiller ihm zurief: nur die wenigen Worte: Ich stelle mich mit Vertrauen fortan unter den Schutz meines Volks und gewähre gern die geforderte Bürgerbewaffnung.) Sie haben mich durch einige Ihrer Mitbürger überzeugt, daß die Ruhe der Stadt auf Bewaffnung der Bürger beruhe — ich gewähre Ihnen gern die

Bewaffnung. (Tausendfaches Lebehoch erfüllte die Luft, in welchem Moment der König den an seiner Seite befindlichen Bürger Hiller fragte: wo wollen Sie aber Waffen hernehmen? worauf dieser entgegnete: Geben Sie die Waffen des Zeughauses so lange, bis sich die Bürger-Garde organisirt hat —) — und nun lege ich die Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung, welche durch Sie am besten bewahrt werden kann, in Ihre Hände!"

So eben cirkulirte (in Abschrift) unter dem Volke, eine schriftliche Eingabe an den König, abgefaßt von Carl Gutzkow, die der Polizeipräsident dem Könige zu übergeben versprochen hatte.

In derselben hieß es unter Anderm:

„Die militairischen Evolutionen (vom Montag) haben „den Zustand, wie er jetzt ist, hervorgerufen. Die soldateske „Verachtung des Bürgers gestattete zwar weiße Binden und „weiße Stäbe, aber keine Bewaffnung."

„Ew. Majestät stehen in einem Zwiespalt mit sich selbst. „Ihr eigenes Herz führt Sie den Künsten des Friedens und „dem Bürger zu. Ihre Umgebungen, größtentheils militai-„rischer Natur, halten Ihnen dagegen die Nothwendigkeit des „Militairstaats in Zügen vor die Augen, die einer nunmehr „vergangenen Zeit angehören. Preußen muß jetzt, wo es „sich um eine Organisation des ganzen deutschen Volks han-„delt, aufhören, ein Militairstaat zu sein. Es muß zum Flor „seines innern Gedeihens, zur Verminderung der Abgaben, „zur Einschränkung des Staatshaushalts, vor allen Dingen „zur Anbahnung einer neuen, auf das Volkswohl begründeten „Politik, den Schwerpunkt seiner Kraft im gesammten deut-„schen Vaterlande suchen."

Schon am Nachmittage wurde mit der Bewaffnung des Volkes begonnen; die Schützengilde bezog die Wache im

Schlosse, der Polizei-Präsident wurde zum Commandeur verlangt.

Am Nachmittage des 19. erschien noch eine Bekanntmachung des Königs: Der Graf Arnim sei mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt. Graf Schwerin wurde als Cultus-Minister, der General-Landschafts-Rath v. Auerswald als Minister des Innern, der General-Steuer-Director Kühne als interimistischer Finanz-Minister bezeichnet.

Das Volk, das deutsche Volk, dessen Grund-Character aus Vertrauen, Leichtsinn und Großmuth zusammengesetzt ist, schien die Revolution als beendet anzusehen. Das Zornes-Funkeln im Auge, das Rache-Geschrei war mildern Gefühlen und ruhigeren Gedanken gewichen. Es feierte sein Versöhnungsfest mit dem Könige, der fortwährend mit der Menge verkehrt und unter ihr sich bewegt hatte; selbst die Würden- und Sünden-Träger der alten Regierung ließ man unangefochten in den Schlupfwinkeln, in denen sie zitternd sich versteckt hatten.

Hatte sich doch bisher die Mehrzahl des Volkes so wenig um den Staat und seine Verwaltung bekümmert, daß es jetzt noch seine Haupt-Feinde kaum dem Namen nach kannte. Es fühlte den Druck, ohne zu wissen, woher er kam. Daher so leicht verführt, so leicht erregt, so leicht besänftigt. —

Sobald es zu dämmern begann, fing man an, zu illuminiren; fast die ganze Nacht hindurch blieb die Stadt erleuchtet; Freudenschüsse dröhnten durch die Straßen; das Volk probte seine neuen Waffen. Man richte nicht zu strenge den Leichtsinn des Volkes, das so schnell der Trauer vergessend, sich den Freuden hingab! Waren es doch nur Einzelne, die einen Todten zu beweinen hatten. Alle aber hatten ein Recht, die neue Freiheit, wie den aller Welt geborenen Heiland zu begrüßen.

Der 20. März (Montag).

Man hatte gestern vorschnell das Friedensfest zu feiern gewähnt. Das Volk meinte eine kleine revolutionaire Nachlese halten zu müssen. Was in der Hitze des Kampfes unbeachtet geblieben, sollte jetzt nachgeholt werden. Der allgemeine Haß hatte in der Person des Prinzen von Preußen einen Ableiter gefunden. Man nannte ihn als die Ursache des Kampfes zwischen Militair und Bürger. Mit welchem Recht oder Unrecht ist leider bis heute (wo auf der andern Seite gerade das Gegentheil behauptet wird) noch nicht ganz klar geworden. Die Schilder der Hoflieferanten des Prinzen wurden herabgerissen, verbrannt, oder verstümmelt. Gegen 11 Uhr rückte ein Trupp gegen das Palais des Prinzen v. Preußen an. Der Bürgerwehrposten vor demselben wurde zum Abtreten aufgefordert: es sei das kein Ehrenposten für einen berliner Bürger. Man machte Miene, zur Zerstörung des Gebäudes zu schreiten. Von der Universität her rückte ein Zug Professoren, Studenten, Bürger zum Schutz desselben heran. Da kam der letzten Einer auf den Einfall, das Haus dadurch zu retten, daß man es als National-Eigenthum dem Schutze der Bürger empfehle. Sofort kletterte ein Handwerker empor und schrieb mit Kreide, in großen Buchstaben an die Wand: „Eigenthum der ganzen Nation.“ Auf dem Balkon wurde eine dreifarbige Fahne befestigt. Man hat diesem Vorfall mehr Gewicht beigelegt, als er eigentlich verdient, indem man darin den Anfang zur Confiscation der Güter des königl. Hauses erblickte. Es war jedoch im Grunde nichts weiter, als ein Kunstgriff, der Zerstörungswuth der rohen Masse Einhalt zu thun; das Volk jubelte und dachte nicht daran, weitere Folgerungen zu machen. Wozu nun aber das neue National-Eigenthum verwenden? Ein Arbeiter meinte: das gäbe ein gutes Stände-

Haus; ein Anderer wollte ein Invalidenhaus für Arbeitsunfähige darin eingerichtet sehen. — Beides blieb. Dafür ließ sich in diesen Räumen aus eigener Machtvollkommenheit hier eine Bittschriften- und Beschwerde-Commission nieder, deren Mitglieder nicht im besten Geruch standen. Die Commission bestand aus drei sichtbaren Mitgliedern. Erstens Director Karrig, ein den Gerichten und der Polizei sehr wohl bekannter Schwindler; dann Herr von Normann, der in der Schweiz für die Jesuiten gekämpft hatte; endlich Becker, ebenfalls als Abentheurer bekannt.

Es war beispiellos spaßhaft, die Frechheit und komödiantische Unverschämtheit zu sehen, mit welcher diese Personen sich plötzlich in den Zimmern des Prinzen installirten, dort ihr Bureau aufschlugen, und außerdem Alles was in Küche und Keller vorräthig und vorhanden war, weidlich für sich in Anspruch nahmen. Da sie den ganzen Tag auf diesem ihrem Bureau zubrachten, so mußte für ihr Frühstück, Mittag- und Abendbrot regelmäßig gesorgt werden, und die besten und feinsten Weine zierten den ganzen Tag über den Schreibtisch der vielbeschäftigten Commission. Der Andrang fing in der That an ungeheuer zu werden: alle Arbeitlosen und Nothleidenden wandten sich hierher und ließen sich Gesuche an den König aufsetzen. Die Sache nahm eine so scurrile Wendung, daß sich ganze Familien einstellten, welche auch in dem Palais, wo so viele schöne Zimmer leer ständen, freie Wohnung zu erhalten wünschten. Die Commission wagte es sogar, sich „im allerhöchsten Auftrage niedergesetzte Commission zur Entgegennahme von Bittschriften an Se. Maj. den König" zu nennen, wozu sie natürlich in keiner Weise berechtigt war. Das Lächerlichste blieb, daß keine Behörde, weder der Magistrat noch der Polizeipräsident, auch nicht der neue Ministerpräsident Graf Arnim, vielfacher Aufforderungen ungeachtet, es wagten, diese Commission auf-

heben zu lassen. Dem Studentencorps, welches in dem Palais die Wache hatte, gelang es endlich, in einer Nacht, wo Karrig mit geheimnißvoller Wichtigkeit die Posten revidiren wollte, denselben zur Haft zu bringen. Herr von Normann wurde am andern Tage ebenfalls von den Studenten festgenommen.

Um 1 Uhr Nachmittag traf in der Stadt der Triumpfzug der vom Könige begnadigten und in Freiheit gesetzten Polen ein. Mieroslawsky, der Liebling der Frauen, stand hoch aufgerichtet in einem Wagen und schwenkte die schwarz-roth-goldene Fahne. Ueberall empfing den Zug Jauchzen und Jubelruf; aus allen Fenstern wehten Tücher; der König selbst begrüßte den Zug durch dreimaliges Schwenken seiner Mütze; vor der Universität hielt Mieroslawsky noch eine Rede an's Volk, des Inhaltes: „Laßt Deutsche und Polen fortan ein Volk sein!" —

Ein schöner Wahn, — aber eine Unmöglichkeit. —

Die Befreiten sprachen später in einer „Dankadresse an das berliner Volk," ihre Gesinnung weiter aus

Während auf der einen Seite für die Bevölkerung der Residenz eine neue, glückliche Zeit aufgegangen zu sein schien, — während eine milde Frühlingssonne warm in die neu belebten, in brüderlicher Liebe sich aufschließenden Herzen leuchtete; räumte die für ihr Leben oder Eigenthum zitternde Aristokratie den Platz. Der hohe Adel glaubte in Potsdam ein Asyl zu finden. Dorthin wanderten ganze Carawanen aus. Eitle Furcht! Das preußische Volk hatte sich bereits daran gewöhnt, den Adel als für faktisch beseitigt anzusehen. Die eitlen Flüchtlinge thaten viel zu wichtig mit ihrer durchlauchten Person; man hätte sich wenig um sie gekümmert, wenn sie ruhig geblieben wären.

Der 21. März (Dienstag).

Schon am Morgen des 21. wurde durch die Regierung folgendes Plakat verbreitet:

„An die deutsche Nation!"

„Eine neue glorreiche Geschichte hebt mit dem heutigen Tage für euch ein! Ihr seid fortan wieder eine einige Nation, stark, frei und mächtig im Herzen von Europa! Preußens Friedrich Wilhelm IV. hat sich, im Vertrauen auf euern heldenmüthigen Beistand und eure geistige Wiedergeburt, zur Rettung Deutschlands an die Spitze des Gesammtvaterlands gestellt. Ihr werdet ihn mit den alten ehrwürdigen Farben deutscher Nation noch heute zu Pferde in eurer Mitte erblicken."

Auch begab sich am Vormittage der neue Minister, Graf Schwerin, nach der Universität, wo er den Studirenden die Absicht des Königs mittheilte und hinzufügte, daß er besonders auf die Theilnahme der Studirenden rechne.

Gegen Mittag erschien der König zuerst auf dem Hofe seines Schlosses, am Eingang der Wendeltreppe, zu Pferde. Er war in die Uniform des ersten Garderegiments gekleidet und trug den Helm, an seinem Arme prangten die deutschen Farben. Ihm folgten die in Berlin anwesenden Prinzen, unter denen sich der Prinz von Preußen nicht fand, und die Minister in gewöhnlicher bürgerlicher Kleidung, ebenfalls mit den deutschen Farben angethan. Als der König zuerst auf den Schloßplatz hinaustrat, sprach er zu dem ihn umgebenden Volke folgende Worte: „Es ist keine Usurpation von mir, wenn ich mich zur Rettung der deutschen Freiheit und Einigkeit berufen fühle; ich schwöre zu Gott, daß ich keinen Fürsten vom Throne stoßen will, aber Deutschlands Einheit und Freiheit will ich schützen; sie muß geschirmt werden durch deutsche Treue, auf den Grundlagen einer aufrichtigen constitutionellen deutschen Verfassung."

Den Zug eröffneten zwei Generale, ihnen folgten drei Minister, darauf zwei Bürgerschützen zu Fuß, sämmtlich mit den deutschen Farben geschmückt, in ihrer Mitte ein Stadtverordneter mit der dreifarbigen Fahne, dann drei Studenten mit dem Reichsbanner; dicht hinter ihnen der König mit den Prinzen seines Hauses und der Generalität. Des Königs Haltung war feierlich ernst; aber eine gewisse freudige Zuversicht war an Stelle der früheren Niedergeschlagenheit auf seinem Gesichte zu lesen. Ueberall begrüßte ihn begeisterter Jubel, wie dem aus der Asche emporsteigenden Phönix.

Und abermals hielt der König vor der Universität, vor der sich die bewaffnete akademische Legion aufgestellt hatte. Hier sprach er neben der Bildsäule Friedrich des Großen zu den Versammelten.

Es war ein herrlicher erhebender Tag. Die deutschen Patrioten träumten schon von einem großen, mächtigen Deutschland, dessen Ohnmacht bisher einzig und allein in seiner Zersplitterung und in der Absonderung und Trennung dieser Splitter beruhte. Ueber die abgesperrten Grenzen hinweg reichten die Völker sich die Hände; der mächtigste und größte Fürst Deutschlands sprach: „Ich will die Schlagbäume fällen, ich will die 38 Pfähle zusammenthun in einen Bündel, das keine sterbliche Hand brechen soll." — War da nicht Ursache zur Hoffnung, zur Freude? — Gegen Abend erschien des Königs „Aufruf an mein Volk und die deutsche Nation," in dem der König die später so viel gedeuteten und bekrittelten Worte aussprach: „Preußen geht fortan in Deutschland auf;" auch wurden mit besonderer Hinweisung auf das deutsche Parlament, dem preußischen Volke alle früheren Verheißungen darin unwiderruflich bestätigt.

Ohne allen Zusammenhang mit der Stimmung des Volkes steht in der Geschichte dieses Tages der panische Schrecken, der gegen Abend ganz Berlin in eine wahrhaft babylonische

Verwirrung versetzte. Wie vom Himmel gefallen, oder richtiger, aus den Tiefen der Unterwelt emporgestiegen (Niemand wußte, woher es kam), verbreitete sich urplötzlich das Gerücht: der Prinz von Preußen stehe mit einem Heere vor den Thoren der Stadt. — Am Potsdamer Thore hieß es: das Oranienburger wird gestürmt, und am Oranienburger: die Truppen sind so eben zum Halle'schen Thore eingerückt. Die neue Bürgerwehr war unermüdlich und ließ sich, so lange man sie auch herumhetzte, doch bis in die Nacht hinein, noch immer willig am Narrenseil herumschleppen.

Sogar Barrikaden wurden wieder gebaut und alle Vorkehrungen zur Vertheidigung getroffen.

Viele haben nun behauptet, daß dieses lügenhafte Gerücht durch diejenigen, die das alte Regiment herbeizuführen wünschten, erfunden sei, in der Hoffnung, daß das Volk in seiner gereizten Stimmung Excesse begehen, einen neuen Kampf mit dem Militair herbeiführen und gänzlich unterliegen werde. Doch scheint diese Erklärung uns sehr unwahrscheinlich zu sein. Die Herren Reactionaire hätten außerordentlich unüberlegt gehandelt, wenn sie unter diesen ungünstigen Umständen Alles hätten auf's Spiel setzen wollen. Das Volk war im alleinigen Besitze der Stadt; die Person des Königs konnte ihm als Geißel dienen. War der Sieg des unbewaffneten, alleinstehenden Volkes vorhin zweifelhaft gewesen, auf welche Seite würde er sich wol jetzt geneigt haben, da an die Bürger Schußwaffen vertheilt waren, da man ohne Kampf selbst einer Menge schweren Geschützes sich bemächtigen konnte und ohnedies den großen Vortheil einer günstigeren Stellung hatte? Auch loderte noch die ganze Provinz in den hellen Flammen der Begeisterung für den Heldenmuth der Berliner Freiheitskämpfer. Auf den Hülferuf der Bevölkerung der Hauptstadt wären Tausende herbeigeeilt zu Schutz

und Trutz. Nach einem solchen zweiten Siege wäre an eine Versöhnung nicht mehr zu denken gewesen und wen von den hochadelichen Herren nicht das Schwerdt der Rache auf der Stelle vernichtet hätte, der wäre doch untergegangen in den Schrecknissen der folgenden Anarchie.

So schlecht werden aber die Herren Reactionaire schwerlich gerechnet haben; wir trauen ihnen, wenn nicht mehr Klugheit, so doch List zu. Dagegen halten wir es für nicht unwahrscheinlich, daß dieselbe Partei, von der wir ein Paar Exemplare am 18. Mittags in jenem Hotel (s. S. 58) belauschten, auch jetzt die Sache weiter auf die Spitze zu stellen, vielleicht sogar die Vertreibung oder Gefangennehmung des Königs, Proklamirung der Republik herbeizuführen wünschte, da sie allerdings mit den Erfolgen dieser Revolution (der Aussöhnung der Demokratie mit der Monarchie) nicht zufrieden sein konnte.

Noch empfing der König am 21. Abgeordnete der Städte Breslau und Liegnitz, die ihm die Bitte um Herausgabe eines neuen Wahlgesetzes (um Zeit zu gewinnen) ohne Zuziehung des Landtages, vortrugen. Dieser glaubte jedoch auf ein solches Ansinnen nicht eingehen zu können.

Der 22. März (Mittwoch).

Am 22. früh erschien eine neue Proklamation des Königs, in der er mehrere Punkte angab, über welche er der neuen Volksvertretung Anträge vorlegen werde; sie schloß mit den Worten: Außerdem werde ich demnächst das stehende Heer auf die neue Verfassung vereidigen lassen.

Auch brachten die Zeitungen die amtliche Nachricht von der Abreise des Prinzen von Preußen nach London. —

Schon am frühen Morgen begann in der Stadt eine große und rührende Lebendigkeit. In allen Straßen und Häusern rüstete man sich zu der großen Trauerfeierlichkeit; überall flatterten große Trauerflöre, und schwarze Fahnen wehten von den Stadtthoren und den Zinnen des Schlosses. Die ganze Bevölkerung erschien mit den Zeichen der Trauer an Arm und Hut, die Frauen größtentheils in schwarzen Kleidern, und wer theilnahmlos an der Feier blieb, hielt sich gewiß zugleich tief in seiner Behausung verborgen. Der erste Schauplatz der Trauerfeier war der Platz vor der Neuenkirche am Gensdarmenmarkt, wo die Särge der Todten auf einer mit schwarzen Flören und Blumen geschmückten Estrade aufgestellt waren. Die Zahl der Leichen, die an diesem Tage zu ihrer Ruhestatt geleitet werden sollten, betrug 187; eine große Zahl Verwundeter und ihrem Tode Entgegensehender lag noch in den Hospitälern und in den Häusern umher. Um Mittag, gegen 2 Uhr, begaben sich die verschiedenen Züge, welche sich auf ihren Sammelplätzen geordnet hatten, nach dem Gensdarmenmarkt, wo sie sich in einer bestimmten Gliederung nach den Gewerken und Corporationen, die sie vertraten, aufstellten. Unter dem Geläute der Glocken begann zuerst die kirchliche Handlung, die über die Särge verrichtet wurde, und zwar von drei Predigern, der evangelischen, der katholischen und der jüdischen Gemeinde. Darauf setzte sich der gewaltige Zug in Bewegung, der durch ein von der Bürgerwehr gebildetes Spalier und durch die ungeheure Volksmenge, die sich dahinter in wunderbarer Stille und Ordnung aufgestellt hatte, hindurchschritt. Es war ein frühlingsheller sonniger Märztag von seltener Schönheit. Ein klarer blauer Himmel stand über dem durch die Straßen dahinwallenden Zuge, der beispiellos in seiner Art war, und dem Aehnliches kaum jemals gesehen worden. Die Bürgergarde eröffnete den Zug; ihr folgte eine Handwerker-

innung mit ihrer Fahne. Dann erschien eine Anzahl von Frauen und Jungfrauen der Stadt, welche die Blumen und Kränze trugen, die man zum Schmuck der Gräber bestimmt hatte. Alsdann aber begann die Reihenfolge der Särge, die mit reichen Kränzen umwunden, und sämmtlich von Bürgern getragen waren. Der Name jedes Todten stand auf einem an dem Sarge befestigten Zettel zu lesen. Es folgte immer eine Gruppe von einigen Särgen zusammen, worauf sich die verschiedenen Bestandtheile des Zugs in ihrer eigenthümlichen Erscheinung dazwischenreihten. Man sah darunter sämmtliche Gewerke mit ihren besondern Emblemen und Fahnen, die gesammte Geistlichkeit der Stadt, die Professoren der Universität in ihrer Amtstracht (unter ihnen Alexander v. Humboldt), dann die große Zahl der Studenten in Waffen, nach den Rotten abgetheilt, wie sie sich als akademische Legion gebildet hatten, und vorauf das Reichsbanner und die deutsche Fahne tragend. In militairischer Haltung und Bewaffnung schritten ebenfalls die Mitglieder des Handwerkervereins einher und die Fabrikarbeiter, von Letztern Viele in dem Aufzuge, in dem sie auf den Barrikaden gefochten hatten. Manche den Arm in der Binde tragend oder mit verbundenem Kopf. Die tapfern Maschinenbauer, die sich vornehmlich ausgezeichnet, hatten ihren bekannten Fabrikherrn Borsig an der Spitze. Besonders bemerkenswerth war auch der Zug der Polen mit der deutschen und mit der rothweißen polnischen Fahne, und der Zug der Italiener, zum Theil aus den Sängern der italienischen Oper bestehend, mit ihrer grünrothweißen Nationalfahne. Die verschiedenen Vereine der Stadt, der Verein der Freimüthigen, die Literaten und andere, folgten ebenfalls mit ihren Fahnen und Bannern. Zwischen jeder Abtheilung des Zugs ging ein Musikcorps, welches größtentheils den Choral: „Jesus meine Zuversicht“ ausführte. Mehre Nachbarstädte, wie auch die deutschen

Städte Hamburg und Braunschweig, hatten Abgeordnete gesendet, um bei dieser Leichenfeier vertreten zu sein. Eine besondere Abtheilung des Zugs bestand aus den Leidtragenden, aus den weinenden Aeltern, Geschwistern, Frauen und Kindern der Gefallenen, getröstet von dem Zuspruch der neben ihnen hergehenden Geistlichen. Der lange unabsehbare Zug dauerte fast drei Sunden, ehe er sich zu seinem Ziel, dem Friedrichshain vor dem Landsberger Thor, hinbewegen konnte. Er umfaßte gegen 20000 Menschen, und stellte sich in einer Ordnung und Würde dar, welche auch auf die ungeheuern Volksmassen, die ihm zu beiden Seiten folgten, überging. Auf dem weiten Wege entstand unter der Menge nicht das mindeste Drängen, nicht die geringste Ungehörigkeit, in lautloser feierlicher Stille vollendete sich der Zug. Als derselbe am Schlosse vorüberzog, erschien der König auf dem Balcon, umgeben von einigen Ministern, und verweilte dort mit entblößtem Haupt, bis alle Särge an ihm vorübergetragen waren. Es war die erschütterndste Revue, die je ein König abgehalten, denn es konnte keinen ergreifendern Anblick geben, als diese vielen durch die Luft dahinschwebenden gelben Särge zu sehen, in denen das Volk seine Kämpfer zur Gruft trug.

Am Morgen des 25. wurden 15 der gefallenen Soldaten beerdigt. Das Gouvernement suchte den bedeutenden Verlust des Militairs geheim zu halten. In der Nacht vom 18. zum 19. wurden, wie von namhaften Zeugen bestätigt wird, 2 mit Militairleichen beladene Kähne nach Spandau geschafft. Schiffer, die in dieser Nacht den Strom heraufkamen, hatten mit ihren Cameraden, die diese Fracht eingenommen, im Vorüberfahren gesprochen, und die Ladung ihrem Gewichte nach, auf etwa 1100 Leichen angegeben; auch ihre Aussage vor mehreren Bürgern zu Protokoll gegeben. Obwol nun dieses Zeugniß öffentlich bekannt gemacht wurde, haben die Militairbehörden das Faktum nicht eingestanden.

Druck von C. Range in Zielenzig.

Städte Hamburg und Braunschweig, hatten Abgeordnete gesendet, um bei dieser Leichenfeier vertreten zu sein. Eine besondere Abtheilung des Zugs bestand aus den Leidtragenden, aus den weinenden Aeltern, Geschwistern, Frauen und Kindern der Gefallenen, getröstet von dem Zuspruch der neben ihnen hergehenden Geistlichen. Der lange unabsehbare Zug dauerte fast drei Sunden, ehe er sich zu seinem Ziel, dem Friedrichshain vor dem Landsberger Thor, hinbewegen konnte. Er umfaßte gegen 20000 Menschen, und stellte sich in einer Ordnung und Würde dar, welche auch auf die ungeheuern Volksmassen, die ihm zu beiden Seiten folgten, überging. Auf dem weiten Wege entstand unter der Menge nicht das mindeste Drängen, nicht die geringste Ungehörigkeit, in lautloser feierlicher Stille vollendete sich der Zug. Als derselbe am Schlosse vorüberzog, erschien der König auf dem Balcon, umgeben von einigen Ministern, und verweilte dort mit entblößtem Haupt, bis alle Särge an ihm vorübergetragen waren. Es war die erschütterndste Revue, die je ein König abgehalten, denn es konnte keinen ergreifendern Anblick geben, als diese vielen durch die Luft dahinschwebenden gelben Särge zu sehen, in denen das Volk seine Kämpfer zur Gruft trug.

Am Morgen des 25. wurden 15 der gefallenen Soldaten beerdigt. Das Gouvernement suchte den bedeutenden Verlust des Militairs geheim zu halten. In der Nacht vom 18. zum 19. wurden, wie von namhaften Zeugen bestätigt wird, 2 mit Militairleichen beladene Kähne nach Spandau geschafft. Schiffer, die in dieser Nacht den Strom heraufkamen, hatten mit ihren Cameraden, die diese Fracht eingenommen, im Vorüberfahren gesprochen, und die Ladung ihrem Gewichte nach, auf etwa 1100 Leichen angegeben; auch ihre Aussage vor mehreren Bürgern zu Protokoll gegeben. Obwol nun dieses Zeugniß öffentlich bekannt gemacht wurde, haben die Militairbehörden das Faktum nicht eingestanden.

Druck von **C. Range** in Zielenzig.